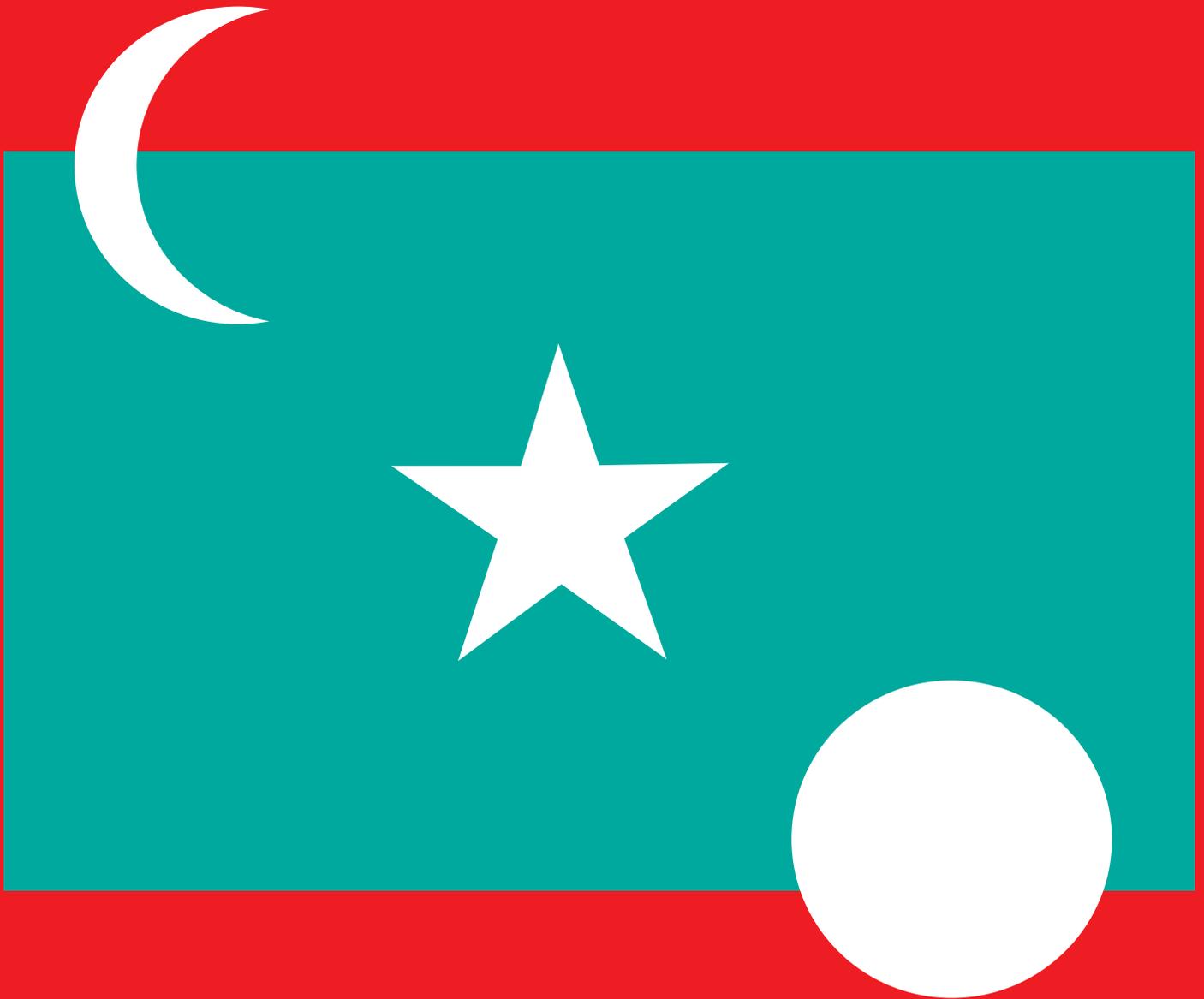




care[®] affair #9

heimat



Das Titelbild zeigt einen paschtunischen Jungen in einem Flüchtlingscamp in Kabul.
Fotografiert wurde er von der Fotografin Christina Feldt während einer Afghanistan-Reise.

„Am Tage
da ich meinen Paß
verlor, entdeckte ich
mit achtundfünfzig
Jahren, daß man mit
seiner Heimat mehr
verliert als einen
Fleck umgrenzter
Erde.“

Stefan Zweig



*Prof. Dr. Horst Köhler,
Bundespräsident a. D.*

Heimat ist ...

... Sicherheit. Das ist der erste Gedanke, der mir kommt, wenn ich an die täglich auf uns einprasselnden Bilder von verzweifelten Menschen denke, die auf dem Landweg oder über das Mittelmeer in Richtung Europa fliehen. Ihre Heimat kann ihnen keine Sicherheit mehr bieten, keine Zukunft. Und deshalb begeben sie sich in Lebensgefahr.

„Sie müssen es verstehen: Niemand setzt seine Kinder in ein Boot, es sei denn, das Wasser ist sicherer als das Land.“ Die junge Dichterin Warsan Shire, die aus Somalia kommt, hat mit diesen schlichten Worten beschrieben, was Millionen Menschen antreibt, ihre Heimat zu verlassen.

Die neunte Ausgabe des Magazins CARE affair erzählt viele Fluchtgeschichten, aber ihr Titel lautet „Heimat“. Das Wort schafft eine Brücke von der Ferne zu uns: Jeder hat eine Heimat, ob er sie verloren hat, oder glücklicherweise – wie wir in Deutschland – seit über 70 Jahren in Frieden dort leben darf. Auch das ist Teil der Geschichte, die CARE affair erzählt: Die Erinnerung an die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als Deutschland und Europa in Trümmern lagen. Millionen Menschen waren auf der Flucht, litten Hunger und hatten ihre Heimat verloren. Hier begann auch die Geschichte von CARE: Die berühmten CARE-Pakete kamen zunächst aus den Vereinigten Staaten von Amerika und waren ein Zeichen für Hilfe jenseits ehemaliger Feindschaft. Heute sind erstmalig mehr Menschen weltweit vertrieben als 1945 – und CARE bleibt mit vielen anderen Hilfswerken gemeinsam weltweit im Einsatz gegen Not und Armut. 2016 feiern wir den 70. Geburtstag der ersten CARE-Pakete. Die Pakete sind moderner geworden, die Hilfe komplexer. Aber der Grundgedanke der Hilfe von Mensch zu Mensch ist einer, den wir uns unbedingt erhalten sollten.

Wir sitzen alle in einem Boot. Was auf der einen Seite des Planeten passiert, das hat Auswirkungen auf der anderen Seite. Es gibt keine „Drinnenwelt“ und „Draußenwelt“, wir können nicht ausblenden, was jenseits unserer Grenzen passiert. Flucht, chronische Armut, Verfolgung und Klimawandel – das sind nur einige der Gründe, aus denen Menschen ihre Heimat verlieren. Knapp eine Million Menschen haben im vergangenen Jahr in Deutschland Asyl gesucht. Und damit Sicherheit, Arbeit, eine Zukunft. Nicht alle werden hier bleiben, aber klar ist: Für viele Familien wird Deutschland eine neue Heimat werden. Und wir, die hier schon lange leben, werden neue Nachbarn und Freunde finden, aber auch vor neue Herausforderungen gestellt werden.

Dieses Magazin beleuchtet unterschiedlichste Vorstellungen von Heimat, stellt Menschen und ihre Geschichten vor und erklärt Zusammenhänge. Doch daneben kommen auch junge Menschen selbst zu Wort: Ich freue mich besonders darüber, dass mit dieser Ausgabe von CARE affair auch wieder ein bundesweiter Schreibwettbewerb durchgeführt wurde. Damit lud CARE nun schon zum dritten Mal in Folge talentierte Nachwuchsautoren ein, sich zu einem Thema von globaler Bedeutung Gedanken zu machen und diese in Worte zu fassen. Eine prominente Jury rund um Bestseller-Autorin Kerstin Gier hat die besten Beiträge gekürt. In der Altersgruppe der 14 bis 19-Jährigen gewann Lena Sophie Königshofer mit dem Text „Ich bin die Übriggebliebene“, bei den 20 bis 25-Jährigen setzte sich Raphael Bruckner mit dem Beitrag „Heimat – ein Gedanke“ durch. Ihre Texte sind einfühlsam, persönlich und wirken noch lange nach.

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre der neunten Ausgabe von CARE affair.

Prof. Dr. Horst Köhler, Bundespräsident a. D.

CARE-Millenniumspreisträger und Schirmherr von Aktion Deutschland Hilft

Inhalt

| | | | |
|----|---|-----|--|
| 06 | LEITARTIKEL Home, sweet home ... | 59 | SCHREIBWETTBEWERB: „HEIMAT IST ...“ ... CARE proudly presents: Die Gewinner des Schreibwettbewerbs und ihre Texte |
| 12 | HEIMAT IN ZAHLEN Ein paar Fakten zu Migration | 72 | ÜBER DAS MEER Der Reporter Wolfgang Bauer begab sich 2013 auf eine gefährliche Reise mit Schleppern. Und lässt uns Passagen aus seinem Buch abdrucken |
| 14 | 5 SINNE, 5 KONTINENTE, 5 HEIMATEN Wie riecht Heimat, wie schmeckt sie? Wir fragen nach: in Kenia, Deutschland, Australien, Nepal und Ecuador | 80 | MEINE HEIMAT IST DIE WELT Eine deutsche Diplomatin erzählt vom Alltag zwischen Brazzaville und Caracas |
| 18 | DIE JUGEND WILL NUR WEG Eine Reise in ein Land, das es offiziell nicht gibt: Somaliland | 82 | FLÜCHTLINGSKATALOG Die wichtigsten Fragen und Antworten zum Flüchtlings- und Asylrecht |
| 32 | DIE HEIMAT IST NAH UND DOCH UNERREICHBAR Gleich hinter den Hügeln liegt die Heimat. Wie geht es irakischen Binnenflüchtlingen? | 86 | EIN NEUANFANG ZU HAUSE Mariam lebte in Deutschland und kehrte dann zurück in ihre Heimat Libanon. Dort hilft sie nun Flüchtlingen aus Syrien. |
| 38 | EINMAL HEIMAT TO GO, BITTE! Ein Interview mit dem Kulturanthropologen Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba | 88 | AYA, HERR NASRALLAH UND DAS DALTON-PRINZIP Willkommen in der Schule! Wie geht es Kindern mit Fluchthintergrund in einem deutschen Klassenzimmer? |
| 42 | HOW MANY PRINTS, PLEASE? Eine transatlantische Liebesgeschichte und Erinnerungen an das CARE-Paket | 91 | GIMME SHELTER Wenn die Erde bebt oder der Sturm wütet, verlieren Menschen ihr Zuhause. Wie baut man es wieder auf? |
| 46 | VERBRANNT ERDE Im Norden Nigerias herrscht Gewalt. Fana und ihre Familie mussten fliehen und warten auf die Rückkehr | 98 | UND WER SCHREIBT EIGENTLICH FÜR CARE? Zuhause oder im Büro: Die Autoren von CARE affair im Portrait |
| 50 | UNSER KLIMA IM WANDEL Der Klimawandel bedroht viele Lebensräume. Unsere Weltkarte zeigt, wie und wo | 100 | IMPRESSUM |
| 52 | HEIMAT IST, WO DIE HERDE GRAST Die Samburu sind Nomaden im Norden Kenias. Und ihre Lebensweise ist bedroht | | |

In diesem Magazin bezieht sich die männliche Form immer auch auf weibliche Personen. Auf konsequente Doppelbezeichnung wurde an einigen Stellen aufgrund besserer Lesbarkeit verzichtet.

Mehr als 60 Millionen

Menschen waren 2015



Installation: Jens Mennicke

weltweit auf der Flucht



Home, sweet home ...

Von Sabine Wilke

Steve Jobs ist eine amerikanische Ikone. Was die Wenigsten wissen: Der leibliche Vater des Apple-Erfinders kommt ursprünglich aus Syrien, seine Mutter hat deutsche Wurzeln.

Wo fängt man an, wenn man einen Text zum Thema Heimat schreiben möchte? Zunächst mit einem Tag „Home Office“. Denn zu Hause denkt und schreibt es sich konzentrierter als im Großraumbüro. Ich schaue mich um. Diese Wohnung ist seit einigen Jahren meine Heimatadresse. Ich kenne mich in der Stadt aus, in der sie liegt. Habe einen Schlüssel, um die Tür auf- und abzuschließen, um von zu Hause wegzugehen und wieder zurückzukehren. Ist dieser Ort deshalb meine Heimat? Ich könnte aufbrechen, wegziehen, diesen Ort verlassen. Jemand anderes würde einziehen, die Wände streichen, das Parkett abziehen. Heimat ist kein Ort, das ist mein erster Gedanke.

Vielleicht doch erstmal im Internet rumklicken. Wer nach dem Begriff Heimat sucht, der findet deutsche Werbeagenturen und Filmproduktionen, Informationen zu der sehr beeindruckenden Langzeitdokumentation „Heimat“ von Edgar Reitz, die Website einer ARD-Themenwoche und natürlich einen Wikipedia-Eintrag: „Der Begriff Heimat verweist zumeist auf eine Beziehung zwischen Mensch und Raum. Im allgemeinen Sprachgebrauch wird er auf den Ort angewendet, in den ein Mensch hineingeboren wird.“ Geographisch kann also jeder Mensch seine Heimat verorten, denn wir sind ja alle irgendwo geboren und aufgewachsen. Aber ist das schon alles?

AUF THEMENSUCHE IN DER REDAKTIONSRUNDE ...

Für die neunte Ausgabe dieses Magazins gab es wie immer jede Menge Themenvorschläge in der CARE-Redaktionsrunde. Nachdem es beim letzten Mal um den schnöden Mammon, das Geld, ging, waren einige der Favoriten jetzt „Geburtstag“ (denn CARE wird 70) oder „Männer“, denn schließlich gab es 2011 schon ein CARE affair zum Thema „Frauen“. Und aus aktuellem Anlass kam immer wieder das Thema „Flucht“ auf. Und dann stand plötzlich der Begriff „Heimat“ im Raum. Denn wer geflohen ist, hat seine Heimat verloren. Und gerade das kommt häufig zu kurz, wenn wir über Flüchtlinge sprechen: Wir befassen uns nicht mit dem, was Menschen zurückgelassen haben. In der Betrachtung definieren wir sie zu häufig nur darüber, dass sie geflohen sind. Geschichtslos, entwurzelt, hilfsbedürftig: Manchmal muss man Dinge verkürzen, verdichten und die Not in den Vordergrund stellen, das ist klar. Aber trotzdem bleibt doch immer ein Fragezeichen, wenn wir über Flucht reden. Denn schließlich ist sie ein fließender Zustand.

Deshalb entschlossen wir uns letzten Endes für den Begriff „Heimat“. Denn Heimat verbindet uns, egal wo wir herkommen: Jeder kennt das Gefühl, eine Heimat zu haben oder sie zu vermissen, sich heimatlos zu fühlen. Mit der Heimat verhält es sich

ein bisschen wie mit der Liebe: Man kann und will nicht ohne, aber sie macht es einem manchmal ganz schön schwer.

„Zuhause bist immer nur Du“ singt die junge Kölner Band AnnenMayKantereit und spricht in dem Lied über die Beziehung zum eigenen Vater. „Ich hab keine Heimat, ich hab nur Dich“, singt der Sohn, und es hört sich bittersüß an. Viele Songtexte beschäftigen sich mit dem Begriff Heimat, und ein ganzes Genre des deutschen Filmes ist dazu entstanden. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Sehnsucht des Publikums nach Harmonie, schönen Landschaften und überschaubaren Horizonten sehr groß. „Der Förster vom Silberwald“, „Das Schwarzwaldmädel“ oder die „Ferien auf dem Immenhof“ wirken heute wie aus einer anderen Welt. Ich klicke bei Youtube auf einen Ausschnitt des Films „Heimat – Deine Lieder“ von 1959. In der Eingangsszene braust ein hellblaues Cabrio durch die Landschaft, auf der Rückbank ein dutzend Kinder, die aus voller Kehle „Das Wandern ist des Müllers Lust“ zwitschern. Überraschend: Es sind Kinder mit unterschiedlichen Haut- und Haarfarben, Jungen und Mädchen, eine buntgemischte Truppe. So viel Weltoffenheit hatte ich dem deutschen Heimatfilm gar nicht zugetraut. Ein wenig vorgespult, da stehen die Kinder auf einer Bühne: „Große Sehnsucht, kleines Herz, sehnt sich nach Hause zurück“, trällern sie und blicken brav in die Menge. Heimat, zu Hause, daheim. Das ist der Kanon des Glücks, wenn man den Filmschaffenden Glauben schenken darf. Aber die cineastische Heimatliebe ist kein deutsches Phänomen. Auch in der Bollywood-Filmindustrie werden bildschöne Berglandschaften gezeigt, meist finden die Filmaufnahmen in den Alpen statt. Der Grund: Landschaftlich erinnert die Szenerie an das Kaschmir-Gebirge, ein zwischen Pakistan und Indien bis heute umstrittenes und damit schwer zugängliches Gebiet. Die nationale Sehnsucht nach dem Kaschmir ist groß in Indien, und deshalb trällern die Bollywood-Stars häufig auf Schweizer Berggipfeln.

Heimatliebe gibt es aber auch im Kleinen: meine Stadt, mein Viertel, meine Straße. Heute steht auf den Sweatshirts der Name der Universität oder des Stadtteils, dem man sich verbunden fühlt. Zugehörigkeit, Sicherheit, Geborgenheit und Orientierung – all das bietet eine Heimat. Das Gegenteil davon ist die Fremde. Die ist für manche Menschen ein Abenteuer, eine nie zu stillende Sehnsucht, etwas Begehrtes. Vor hunderten von Jahren brachen Abenteurer, Seefahrer und Entdecker auf in die Fremde, wissend, dass sie vielleicht nie mehr nach Hause zurückkehren würden. Die Sehnsucht nach der Ferne ist manchmal stärker als die Liebe zur Heimat. Für andere Menschen ist die Ferne wiederum angsteinflößend und bedrohlich. Sie möchten am liebsten genau dort bleiben, wo sie sind. Und sie wünschen



Kaum ein Gesicht (und eine Zunge) ist wohl so berühmt wie die des Physikers Albert Einstein. Einstein war aber auch ein Flüchtling des Nazi-Regimes. Seine Bücher wurden unter Hitler verbrannt, als deutscher Jude wurde er öffentlich des Landesverrats beschuldigt. 1940 wurde er amerikanischer Staatsbürger.

unten: Waris Dirie ist heute Österreicherin. Die Autorin und Aktivistin wurde in Somalia geboren und im Alter von fünf Jahren beschnitten. Als sie mit 13 Jahren verheiratet werden sollte, floh sie von zu Hause.

sich, dass sich ihre Heimat nie verändert. Ist das eine nun gut, das andere schlecht? Sicher nicht. Heimweh und Fernweh drücken eine Sehnsucht aus. Wenn diese gestillt werden kann, ab und zu, wenn das „Weh“ nicht mehr schmerzt, dann kann man glücklich sein.

Heimat ist also etwas sehr Persönliches, und sie fühlt sich für jeden anders an. Gleichzeitig wird der Begriff auch in der Politik genutzt, um Einheit herzustellen und bisweilen auch, um sich zu schützen oder abzugrenzen. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 wurde in den USA ein Heimatschutzministerium gegründet. Diese Behörde hat die Aufgabe, das Land und seine Bewohner vor externen Bedrohungen, besonders durch Terrorismus, zu schützen. In Deutschland ist das Innenministerium für die sogenannte „innere Sicherheit“ zuständig. Dafür hat Bayern als einziges Bundesland ein eigenes Staatsministerium für Heimat. Passenderweise ist es auch für Finanzen zuständig, somit kann die bayerische Heimatliebe dann gleich mit dem notwendigen Kleingeld ausgestattet werden. Heimat kann aber auch politisch instrumentalisiert werden, um Mauern zu bauen. Denn mit diffusen Ängsten und dem Gefühl von Unsicherheit lassen sich Stimmen gewinnen. Das ist in Europa derzeit leider so stark zu erleben, wie seit langem nicht mehr. „Warum kommen die zu uns?“ „Wir wollen unsere Heimat nicht verlieren.“ Die großen Fluchtbewegungen, die wir derzeit erleben, wecken beizeiten Ängste und Abschottungstendenzen – auf beiden Seiten. Aber auch neue Begegnungen, Überraschungen und jede Menge Momente der Menschlichkeit.

Es gibt auf der Welt mehr als 60 Millionen Menschen, die nicht in ihrer Heimat leben können und alles hinter sich lassen mussten. Sie sind entweder Flüchtlinge, also über die Landesgrenzen ihres Heimatlandes geflohen. Oder Binnenvertriebene, was technisch einen anderen Rechtsstatus bedeutet, aber aufs Gleiche hinausläuft: All diese Menschen sind auf der Flucht. So viele Flüchtlinge wie heute gab es seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Vor zehn Jahren waren die Zahlen noch wesentlich kleiner: Damals zählte man 37,5 Millionen Flüchtlinge weltweit. Woher kommt dieser Anstieg? Wenn wir die Nachrichten schauen, sehen wir einige der Ursachen: Es gibt mehr und länger andauernde Konflikte. Der Klimawandel zeigt seine bedrohlichen Auswirkungen. In Schwellenländern steigt der Wohlstand, aber die bitterarme Mehrheit wird abgehängt und sieht keine Chance mehr, zu Hause überleben zu können.

In diesem Magazin haben wir unterschiedlichste Stimmen, Eindrücke und Erfahrungen zum Thema Heimat gesammelt: Wie riecht und schmeckt Heimat? Wie fühlt sie sich an? Der Mensch hat fünf Sinne, die Welt hat fünf Kontinente. Wir wollten wissen,

wie es sich anfühlt, zu Hause zu sein. In Australien, Nepal oder Kenia. In Deutschland oder Ecuador. Ab Seite 14 findet sich viel Sinnliches, im besten – ja: Sinne des Wortes.

Tahreeb, Tahreeb ... ein Wort, das Angst macht. Es heißt „Reise mit Risiko“, und genau auf eine solche begeben sich jedes Jahr tausende meist junge Menschen aus Somalia. Sie sehen keine Zukunft mehr in ihrer Heimat. Der Journalist Arndt Peltner hat einige von ihnen getroffen und berichtet ab Seite 18 spannend und eindrücklich vom Horn von Afrika.

IDP: Das steht für Internally Displaced Person. Dieses technische Akronym findet sich in der humanitären Hilfe in fast jedem Dokument, Projektantrag oder Bericht. Denn die Mehrzahl der geflohenen Menschen sind Binnenvertriebene, fliehen also in einen anderen Teil ihres eigenen Landes. Dramatisch wurde uns das im Sommer 2014 vor Augen geführt, als sich Menschen aus dem Sindschar-Gebirge im Norden Iraks buchstäblich nur mit der Kleidung am Leib und ihren Kindern auf dem Arm zu Fuß auf den Weg machten. Sie flohen vor Terror und brutalster Gewalt. Kann man eine neue Heimat im eigenen Land finden? Ab Seite 32 lassen wir die Menschen selbst zu Wort kommen.

Kann man sich dem Begriff Heimat auch akademisch nähern? Aber ja doch! Wir haben mit Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba gesprochen, einem der bekanntesten Kulturanthropologen im deutschsprachigen Raum. Er erzählt ab Seite 38 von „Bio-Deutschen“ und digitalen Heimaten und warum man auch in Berlin eine Dorfkirche haben kann.

Helga und Leo sind seit fast 70 Jahren verheiratet. Alleine das ist schon bemerkenswert und verdient eine Reportage. Aber es wird noch interessanter: Helga ist Deutsche, Leo Amerikaner. Er diente im Zweiten Weltkrieg und traf nach seinem Ende die junge Helga, die zu Verwandten nach Bayern geflohen war. Die Geschichte gibt es ab Seite 42.

Fliehen mussten auch die 17-jährige Fana und ihre Familie. Das Mädchen kommt aus Nigeria und erlebte eines Tages, wie ihre Stadt von Terroristen überfallen wurde. „Ich erkenne mein Land nicht wieder. Schauen Sie, wie wir hier leben müssen“, sagt ihr Vater und zeigt auf das notdürftig errichtete Zelt am Rande eines kleinen Dorfes im Nachbarland Niger. Wie die Geflohenen leben, wer sie versorgt und wann sie nach Hause können, das ist ab Seite 46 zu lesen.

Unsere Heimat ist der Planet Erde. Und der wird immer wärmer, weil immer mehr CO₂ ausgestoßen wird. Die Bedrohung des Klimawandels ist in den letzten Jahren endlich stark in das öffentliche Bewusstsein gerückt. In Paris wurde Ende 2015 ein globaler Klimavertrag beschlossen, der alle Staaten dieser Welt in die Verantwortung nimmt. Was bedeutet es aber konkret, wenn

die eigene Heimat nicht mehr bewohnbar ist? Welche Möglichkeiten gibt es, sich daran anzupassen? Welche Veränderungen durch den Klimawandel auf uns zukommen (könnten), stellen wir in einer Infografik ab Seite 50 vor.

Mit den Ziegen und Schafen ziehen, immer weiter, mit dem Himmelszelt als Dach und der Weite als Zuhause. So leben Nomaden vielerorts auf der Welt, seit tausenden von Jahren. Im Norden Kenias lebt der junge Mann Josef. Eigentlich heißt er anders, doch seinen Namen der Nomadengruppe der Samburu kann keiner aussprechen, so fürchtet er. Die traditionelle Lebensweise der Samburu ist bedroht. Warum, das berichtet die Journalistin Andrea Jeska ab Seite 52.

Aller guten Dinge sind drei! Wir sind sehr stolz, dass unser CARE-Schreibwettbewerb nun in die dritte Runde geht. Kinder und Jugendliche von 14 bis 25 Jahren waren aufgefordert, darüber zu schreiben, was Heimat bedeutet. Die Gewinnerbeiträge sind ab Seite 59 zu lesen.

„Mich interessieren Geschichten. Egal, wo sie liegen.“ Das sagt Wolfgang Bauer. Er ist Reporter für das ZEIT-Magazin und vielfach ausgezeichnet für seine Texte, die er rund um den Globus recherchiert. 2013 wagte er eine Reise, die tausende von Menschen auf sich nehmen, um Sicherheit und Frieden zu finden: mit einem Schlepperboot über das Mittelmeer. Gemeinsam mit dem Fotografen Stanislav Krupar hat er die Erlebnisse dokumentiert. Ab Seite 72 sind einige Auszüge aus „Über das Meer“ (edition suhrkamp, 2014) zu lesen.

Heute hier, morgen da ... oder besser: alle vier Jahre woanders. Das Diplomatenleben ist aufregend, die Welt ist ein Dorf und Berlin doch immer wieder der Dreh- und Angelpunkt, wenn man im diplomatischen Dienst arbeitet. Wie fühlt es sich an, wenn die Welt zur Heimat wird? Ab Seite 80 erzählt uns Heike Thiele, Diplomatin und Referatsleiterin im Auswärtigen Amt, was es bedeutet, wenn man überall zu Hause ist.

Wann ist man denn eigentlich ein Flüchtling? Genfer Konvention, Kontingente, Asylrecht ... Wer nicht gerade Jura studiert, kann schon durcheinander kommen. Wir haben die wichtigsten Fakten zusammengestellt und geben ab Seite 82 Antworten.

Der Libanon galt einst als „Schweiz des Nahen Ostens“. Dann litt das Land selbst jahrzehntelang unter Bürgerkrieg. Gerade war Frieden eingeleitet, da brach im Nachbarland Syrien Krieg aus. Dadurch hat sich die Gesellschaft im Libanon völlig verändert: Über eine Million syrischer Flüchtlinge leben inzwischen hier, sie machen ein Viertel der Bevölkerung aus. Mariam Darwish ist Libanesin und weiß, was Flucht bedeutet. Sie war selbst als Kind in Deutschland, als in ihrer Heimat Krieg herrschte. Nun kümmert sie sich um syrische Flüchtlinge im

Libanon. Was „Willkommen“ für Mariam bedeutet, erzählt sie ab Seite 86.

Richtig aufgeregt war CARE-Mitarbeiter Thomas Knoll, als er kürzlich in einer Willkommensklasse zu Besuch war. Dort lernen Kinder mit Fluchtgeschichte mit Herrn Nasrallah Deutsch, aber auch andere Fächer, um schnell in den Unterricht integriert werden zu können. Jedes Mädchen, jeder Junge hatte viel zu erzählen. Vom Apfelspiel und Apps für den Unterricht erzählt die Reportage ab Seite 88.

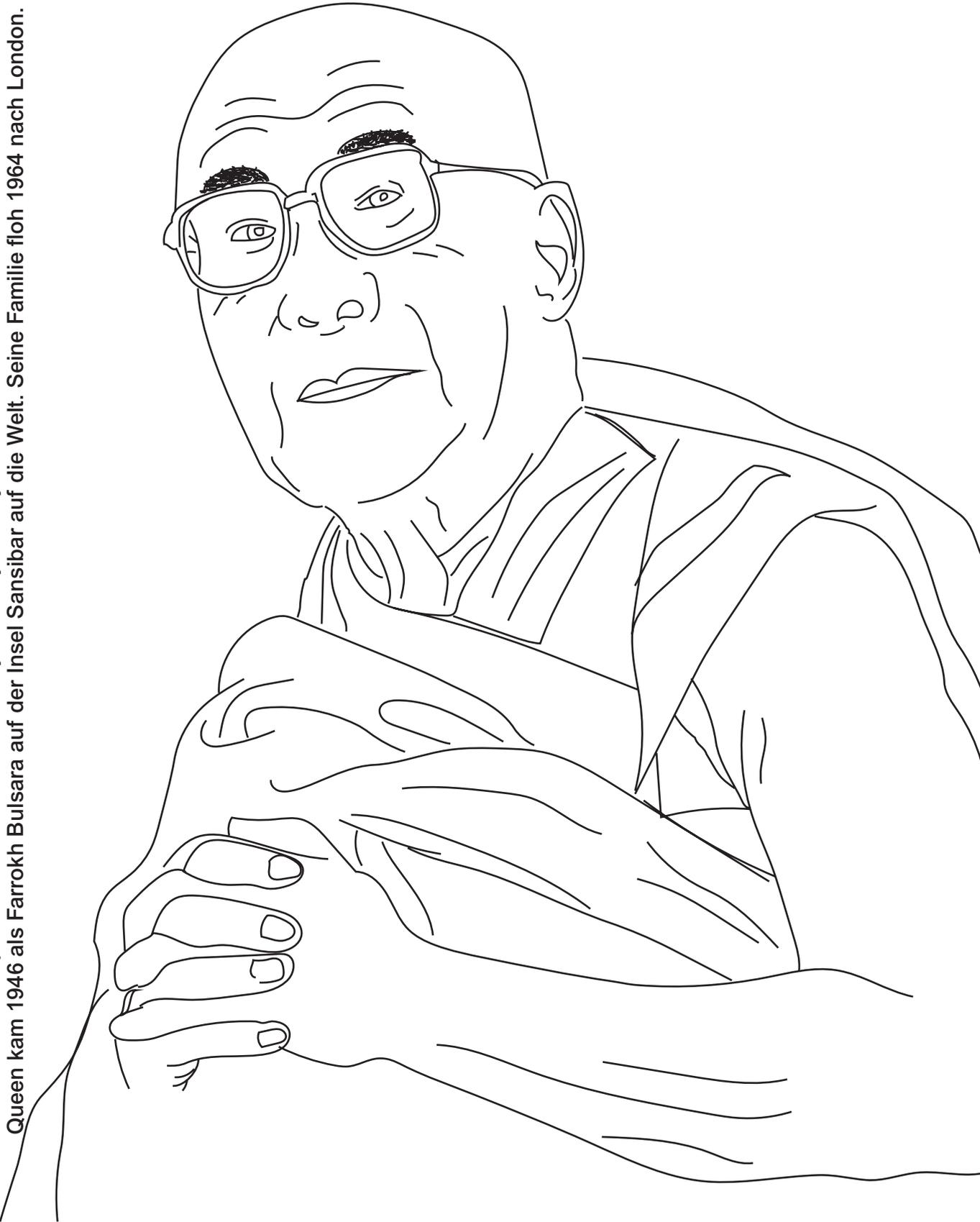
In den eigenen vier Wänden, seiner Wohnung oder seinem Haus, da manifestiert sich jedermanns Heimat. Und wenn diese zerstört wird? Ab Seite 91 beschreibt Thomas Knoll, wie unterschiedlich die Anforderungen an Notunterkünfte in verschiedenen Weltregionen, etwa nach Naturkatastrophen, sind und worauf es bei der Planung ankommt.

Was ist denn nun Heimat? Der Ort, an dem man geboren wurde? Ein Mensch, den man liebt? Eine Erinnerung, Gerüche, Geschmäcker, ein Gefühl? Sicherheit für das eigene Leben, für die Familie, Zukunftsperspektiven? Vielleicht brauchen wir gar keine genaue Definition. Vielleicht reicht es erst einmal aus, dass jeder von uns das Gefühl von Heimat kennt und zu schätzen weiß. Und dass wir dieses schöne Gefühl mit anderen Menschen teilen. Denen, die uns schon immer begleiten. Und denen, die ihre Heimat verloren haben.

Viel Spaß mit CARE affair #9!



Er ist einer der berühmtesten Flüchtlinge der Welt: Schon 1959 musste der Dalai Lama seine Heimat Tibet in Richtung Indien verlassen. Seit 1950 besetzt China das Land, der Dalai Lama setzt sich seitdem für Frieden ein.
Links: We are the Champions! Die Stimme von Freddy Mercury kennt jeder. Was kaum bekannt ist: Der Frontmann von Queen kam 1946 als Farrokh Bulsara auf der Insel Sansibar auf die Welt. Seine Familie floh 1964 nach London.



2 / 3

... aller Migranten weltweit leben in nur 20 Ländern.
Allein ein Fünftel aller Migranten lebt in den USA.



52,4

Der Großteil der Weltbevölkerung bleibt in dem Land, in dem er geboren wurde.

... Prozent der in Deutschland neu ankommenden Migranten sind weiblich. (Stand: 2015)

244

... Millionen Migranten gab es weltweit im Jahr 2015. 2010 waren es 222 Millionen, im Jahr 2000 betrug die Zahl 173 Millionen. Inbegriffen sind hier auch Flüchtlinge.





82

... Prozent des Bevölkerungswachstums in den Industrieländern von 2015 bis 2050 werden Studien zufolge auf Migration zurückzuführen sein.



Bevölkerungszahl der USA: 318,9 Millionen.

Anzahl der US-Amerikaner mit deutschen Vorfahren: 50 Millionen.

3,3

... Prozent der Weltbevölkerung sind Migranten. Im Jahr 2000 waren es sogar nur 2,8 Prozent.

Ø39

... Jahre alt waren Migranten im Jahr 2015. 15 Prozent sind jünger als 20 Jahre.



Von insgesamt 244 Millionen Migranten im Jahr 2015 galten 20 Millionen als Flüchtlinge.

76:75

76 Millionen internationale Migranten lebten 2015 in Europa und 75 Millionen in Asien.



5 Sinne

5 Konti-

Von Ninja Taprogge

mente

5 Heima-

ten



EUROPA

Johanna Renner, Deutschland

Was bedeutet Heimat für Dich?

Nachdem ich etwa die Hälfte meines Lebens entweder mit meiner Familie oder alleine im Ausland verbracht habe, hat Heimat für mich wenig mit Landesgrenzen oder einer bestimmten geographischen Örtlichkeit zu tun. Manch einer würde deshalb vielleicht sogar sagen, dass ich heimatlos bin, da es nicht den einen Ort gibt, an dem ich geboren wurde, aufgewachsen bin und in dem ich verwurzelt bin. Für mich ist Heimat aber vielmehr ein Ort, an dem es immer einen Platz für mich gibt, und hat viel mit emotionaler Bindung zu tun. Diesen Platz gibt es an erster Stelle bei meinen Eltern, aber auch bei meiner Gastfamilie in Chile oder guten Freunden, die ich an unterschiedlichen Orten auf der Welt habe. Würzburg, Singapur oder die Schweiz: Ich habe viele Heimaten an vielen Stellen gleichzeitig.

Wie riecht Heimat?

Heimat hat viele unterschiedliche Gerüche – abhängig von Region und Jahreszeit, aber in erster Linie riecht Heimat nach Essen und frischer Wäsche. Denn da, wo ich wirklich beheimatet bin, erlebe ich diesen Alltag im Haushalt.

Wie sieht Heimat für Dich aus?

Heimat sind vertraute Gesichter. Ob ich das Haus, die Wohnung oder den Ort kenne, ist dabei eher nebensächlich.

Wie hört sich Heimat an?

Bei meiner Familie hört sich Heimat nach klassischer Musik an. Entweder läuft die Musikanlage oder meine Mutter und Geschwister üben gerade. Ich bin damit aufgewachsen, dass bereits am Morgen beim Frühstück klassische Musik läuft, so dass ich bei diesen Tönen immer an mein Elternhaus denken

muss. Ansonsten hört sich Heimat vor allem nach bekannten Stimmen an. Manchmal sprechen diese Stimmen auch Sprachen, die ich nicht verstehe, aber auch hier macht der Ton die Musik und das Vertraute ist viel wichtiger als der Inhalt.

Welche Gefühle verbindest Du mit Heimat?

Das Gefühl, immer willkommen zu sein und nicht als Gast wahrgenommen zu werden. In meiner Heimat fühle ich mich wohl und angenommen. Hier kann ich zur Ruhe kommen. Heimat bedeutet für mich Sicherheit, die aber nicht durch äußere Umstände, sondern die Menschen in der Umgebung geprägt ist.



AFRIKA

Samuel Odawo, Kenia

Was bedeutet Heimat für Dich?

Eine Heimat zu haben, bedeutet für mich Unabhängigkeit, Frieden und Sicherheit. Hier kann ich mich entspannen und Kraft tanken.

Wie riecht Heimat für Dich?

Ich fühle mich zu Hause, wenn ich den Duft von Früchten und Parfüm wahrnehme; der süße Duft der Natur!

Wie sieht Heimat für Dich aus?

Auf meinem Lieblingsfoto sieht man wie meine geliebte Frau, meine Tochter und ich Zeit miteinander verbringen. Das beschreibt am besten, wie meine Heimat aussieht. Das ist die Umgebung, in der ich glücklich bin und es sind die Menschen, die mich antreiben. Die vollkommene Geborgenheit.

Wie hört sich Deine Heimat an?

Der Gesang von Vögeln und die Nachrichten im Radio. Wenn ich entspannt bin, höre ich außerdem gerne Musik.

Welches Gefühl verbindest Du mit deiner Heimat?

Ein Gefühl der Geborgenheit, der Zufriedenheit und der Gelassenheit.



AUSTRALIEN/OZEANIEN

Stefan Knollmayer, Australien

Was bedeutet Heimat für Dich?

Ich bin in London geboren, mein Vater ist Österreicher und meine Mutter Australierin. Ich bin also „Austrian-Australian“. Seit meiner Jugend bin ich sehr viel gereist und habe schon fast überall auf der Welt gearbeitet. Aber meine Heimat ist dort, wo meine Familie ist, also in Melbourne, der zweitgrößten Stadt Australiens.

Wie riecht Heimat?

Eigentlich riecht meine Heimat wie viele andere Großstädte auch – aber dann auch irgendwie anders: Das Klima in Melbourne ist oft sehr launisch, mal drückt die Hitze mit über 40 Grad und heißen Winden aus dem Inland aufs Gemüt, ein anderes Mal stürzt die Temperatur von heute auf morgen unter 20 Grad. Für mich fühlt es sich dann nach antarktischer Frische an, bei der mir der Geruch von Salzwasser in die Nase steigt.

Aber Heimat duftet für mich auch nach frisch geröstetem Kaffee. In Melbourne wird Kaffee nicht nur von mir selbst zubereitet, hier gibt es eine richtig gute Kaffee-Kultur.

Wie sieht Heimat für Dich aus?

Meine Heimat ist trocken. Mit ihr verbinde ich die Farbe braun, aber manchmal ist meine Heimat auch eukalyptus-grün und frühlingshaft, fast europäisch anmutend. Oft erscheint sie

mir auch gefährlich durch immer wiederkehrende Buschfeuer und Überschwemmungen, die ihr sehr nahe kommen.

Wie hört sich Heimat an?

Oft laut und grell. Melbourne ist eine lebhafteste, kosmopolitische Stadt, in der viele ethnische Gruppen leben. Aber gar nicht weit vom Stadtkern entfernt, hat man manchmal das Gefühl im australischen „Outback“ zu sein. Am Rande von Melbourne gibt es eine vielfältige Vogelwelt, dort kann man Kookaburras lachen hören, kreischende Kakadus und Loris bestaunen sowie Schwarzkopf-Wippflöter sehen.

Welche Gefühle verbindest Du mit Heimat?

Trotz aller klimatischen Schwankungen und Härten fühle ich mich wohl und geborgen. Ich liebe es, mit dem Fahrrad durch das Zentrum zur Arbeit zu fahren. Melbourne ist zu meiner Heimat geworden, ich fühle mich mit meiner Familie sicher.



ASIEN/EUROPA

Lex Kassenberg, Niederlande

Was bedeutet Heimat für Dich?

Ich bin in Holland geboren, aufgewachsen, zur Schule und zur Universität gegangen. Nach meinem Abschluss, im Januar 1981, bin ich als Entwicklungshelfer nach Übersee gegangen. Seitdem war ich nie wieder für eine lange Zeit am Stück in Holland. Das erste Land, in das ich gesendet wurde, war Nepal. Ich habe schnell begonnen, dieses Land, seine Menschen und seine Natur zu lieben. Hier habe ich auch meine Frau kennengelernt. Obwohl ich es immer noch genieße, Zeit in Holland und in Europa zu verbringen, ist Heimat für mich untrennbar mit meiner Frau verbunden. Heimat heißt, bei meiner Frau zu sein, wo auch immer das sein mag. Nichtsdestotrotz würde ich Nepal heute als mein Heimatland bezeichnen. Hier lebe ich

zusammengenommen seit fast 20 Jahren. Auch als ich beruflich in Nairobi, Kenia, oder Kabul, Afghanistan, war, blieben meine wertvollsten Kontakte in Nepal. Als das Land im April dieses Jahres von einem starken Erdbeben getroffen wurde, hat die Reaktion der Nepali meine Zuneigung zu diesem Land noch weiter verstärkt. Kollegen, die selbst betroffen waren, scheuten keine Anstrengungen, um den Menschen nach dieser Katastrophe zu helfen. Hier ist meine Heimat und hier möchte ich bleiben.

Wie riecht Heimat für Dich?

Heimat riecht nach Weihrauchstäbchen, die in den Läden, Häusern und an Feiertagen in Nepal angezündet werden. Auch den Geruch nach Gewürzen, wie er die Luft im Haus erfüllt, wenn man Essen vorbereitet, verbinde ich mit Heimat.

Wie sieht Heimat für Dich aus?

Mein Zuhause ist ein Rückzugsort, an dem ich ich selbst sein kann und für eine Weile die Realität und meine Arbeit hinter mir lassen kann. Für lange Zeit war es außerdem ein Ort, der von Kinderstimmen, -gelächter und gelegentlichem -geschrei erfüllt war. Da meine drei Söhne jedoch jetzt erwachsen sind und alleine wohnen, gehört mein Zuhause wieder meiner Frau und mir.

Wie hört sich Deine Heimat an?

Das Krähen des Hahns am Morgen, das Rufen der Eule in der Nacht, das Knacken des Feuers im Winter, der traditionell nepalesische Gesang meiner Frau: der Klang von Behaglichkeit.

Welches Gefühl verbindest Du mit deiner Heimat?

Mit Heimat verbinde ich Gemütlichkeit, Zufriedenheit, Wärme. Wenn ich nicht in der Heimat bin, erzeugt der Gedanke an sie Sehnsucht.



(LATEIN-)AMERIKA
Sofia Sprechmann, Ecuador

Was bedeutet Heimat für Dich?

Für mich ist Heimat kein bestimmtes Land oder eine spezifische Stadt. Für mich ist Heimat der Ort, wo Freunde und Menschen leben, die ich liebe, Menschen, mit denen ich eine tiefe Verbindung fühle. Da mein Leben ziemlich nomadisch ist – ich habe in sechs verschiedenen Ländern gelebt und für meine Arbeit bei CARE über 60 Länder der Welt besucht, bedeutet Heimat, mich mit Menschen zu verbinden. Ich bin zu Hause, wenn ich mich mit den Freuden und Sorgen von anderen Menschen ganz tief verbinden kann.

Wie riecht Heimat?

Nach frisch gemahlenem Kaffee! Der Geruch von Kaffee erinnert mich immer an unvergessliche Gespräche, die ich während einer Tasse Kaffee genossen habe. Deswegen trinke ich Kaffee so gerne. Kaffee zu trinken und dabei Konversationen mit wunderbaren Menschen in Äthiopien, Ecuador, Indonesien, Nicaragua und in der Türkei zu führen, das hat mich geprägt und zu dem Menschen gemacht, der ich heute bin.

Wie sieht Heimat für Dich aus?

Sofort denke ich an einen bestimmten Ort: das Haus meiner Kindheit in Montevideo, Uruguay. Die geliebte Stadt, die ich verlassen habe, als meine Familie und ich von der Militärdiktatur im Jahr 1974 fliehen mussten. Viele Jahre lang konnten wir nicht zurückkehren und ich sehnte mich nach der steingepflasterten Straße, meiner Lieblingsbäckerei und meinen Freunden. Heute denke ich an die vielen Flüchtlinge, die ihre geliebten Umgebungen verlassen müssen. Vor allem denke ich an die Kinder, die diese Flucht nicht verstehen und denen das Wort Exil heute genauso schwer aufs Herz drückt.

Wie hört sich Heimat an?

Es ist der Klang der Vögel, die einen in der Früh mit ihrem Gesang wecken. In Ecuador, wo ich derzeit lebe, höre ich jeden Morgen den Gesang der Vögel, der einen neuen, hoffnungsvollen und guten Tag verspricht. Für mich klingt Heimat wie eine Möglichkeit oder die Hoffnung eines weiteren Schritts und einer besseren Welt.

Welche Gefühle verbindest Du mit Heimat?

Es ist ein Gefühl des Wohlbefindens und der Wärme. Ich denke an unseren Ursprung: seit es den Homo Sapiens gibt, haben wir uns Freuden und Leiden in der Nähe eines Lagerfeuers erzählt. Es ist ein sehr altes Gefühl. Ich komme zu dem Wort zurück, das ich am meisten mit Heimat identifiziere: Verbindung.

Die Jugend

Von Arndt Peltner

will nur weg





Xaaxi, ein Dorf im Osten von Somaliland. Eine Sandstraße führt von Burao dorthin, drei Stunden im Jeep vorbei an Kamel- und Ziegenherden, Nomadenansiedlungen und der schier endlosen Steppe. In einem Kreis auf dem Boden sitzen mehrere Jugendliche und junge Männer zusammen. Sie alle wollen weg. Ihr Ziel: Deutschland. Weder die Gefahr unterwegs, die Sorgen der Eltern, noch die ungewisse Zukunft werden sie aufhalten. „Ich werde ankommen“, meint der 18-jährige Abdul. „Inshallah“, so Gott will. Die Einwände, dass niemand in Europa auf sie warte und sie dort auch nicht arbeiten dürften, werden mit einem Lachen übergangen. Sie hätten „Freunde“, die es geschafft haben. Die posteten auf Facebook Bilder von ihrem neuen Leben. Sie hätten schon neue Autos, ihnen ginge es gut. „Glaubt nicht alles, was ihr auf Facebook seht“, erwidern wir. Die Antwort kommt schnell. „Wer bist Du, ich kenne Dich nicht. Aber ich kenne meine Freunde auf Facebook.“

„Tahreeb“ heißt das, was sie vorhaben. Eine Reise mit Risiko. Und „Tahreeb“ ist am Horn von Afrika in aller Munde. Im Nachbardorf Harasheik sitzen die Dorfältesten zusammen und sprechen mit CARE-Mitarbeitern über ein Wasser-Solar-Projekt, das die Hilfsorganisation hier aufgebaut hat.

Ruun ist 65 Jahre alt, sie wurde in Harasheikh geboren, erlebte den Krieg und die Dürre. Das Wasserprojekt werde im Dorf gut angenommen, meint sie. Im nächsten Satz dann: „Es ist aber zu wenig, um ‚Tahreeb‘ zu stoppen.“ 15 junge Männer aus der kleinen Gemeinde seien in diesem Jahr schon weggegangen, darunter auch ihr Sohn. „Jede Familie ist hier davon betroffen, denn unterwegs im Sudan und Libyen werden sie von Banden aufgegriffen, die Lösegeld verlangen.“ Eltern verkaufen ihr Haus und ihr Vieh, leihen sich von Nachbarn, Freunden und Verwandten Geld, damit der Sohn freikommt und seine Reise nach Europa fortsetzen kann. Lösegelder in Höhe von 10.000 US-Dollar und mehr müssen gezahlt werden.

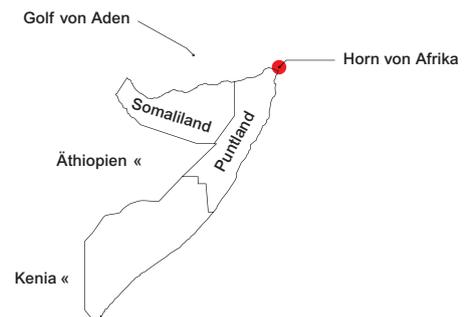
EIN LAND MIT PÄSSEN, ABER OHNE ANERKENNUNG

Ruun sitzt etwas später in ihrer kahlen Hütte auf dem Boden. Sie erzählt von dem harten Leben in dieser kargen Gegend, von den täglichen Herausforderungen und davon, dass sie nie woanders gelebt hat. Doch hier ist ihre Heimat, sagt sie. Sie verstehe dennoch die Entscheidung ihres Sohnes und der anderen jungen Leute. „Es gibt hier keine Arbeit, keine Möglichkeiten. Und Somaliland wird international nicht anerkannt, das behindert die Entwicklungsmöglichkeiten, das Wachstum unseres Landes.“

Die Republik Somaliland wurde 1991 nach dem Sturz des somalischen Präsidenten Siad Barre ausgerufen. Es gibt eine eigene



Die 17-jährige Hodan versuchte bereits dreimal, aus Somaliland zu fliehen. Jedes Mal brachten die Grenzbeamten des benachbarten Äthiopien sie zurück. „Entweder ich heirate, oder ich gehe weg“, erzählt sie. Ihr Bruder ist schon weg: er lebt heute in Italien. Auf der Flucht wurde er in Libyen wochenlang von Schmugglern festgehalten. Hodans Mutter musste all ihr Vieh verkaufen, um das Lösegeld zu bezahlen. Sie selbst will nun in Somaliland bleiben. „Ich habe es versucht und bin gescheitert.“





„In zehn Jahren werden die Menschen hier dieses Land lieben. Ich werde mein Studium abschließen und Ingenieurin werden.“ Samira ist 19 und glaubt fest an ihren Traum. Als sie ein Kind war, floh ihre Familie vor Gewalt ins benachbarte Kenia. Ihre Eltern trennten sich und sie kehrte mit ihrer Mutter einige Jahre später zurück nach Puntland. Zusammen arbeiten sie in einem Kiosk, um Geld zu verdienen. Samira studiert an der Puntland State University. Die unterstützt CARE mit Lehrmaterial und Fortbildungen für die Lehrer.

Währung, eigene Pässe, eine eigene demokratisch gewählte Regierung. Doch an den Traum von der Unabhängigkeit glauben die meisten jungen Leute in Somaliland schon lange nicht mehr. Sie wollen nur noch weg.

Am selben Abend eine weitere Runde junger Leute im Speisesaal eines Hotels in Burao. Hodan ist 17 Jahre alt. Sie hat bereits dreimal versucht, nach Europa zu kommen. Ihr Bruder ist in Italien. Dreimal scheiterte sie, die äthiopische Polizei griff sie jedes Mal auf und schickte sie zurück. Auch die Geschichte ihres Bruders konnte sie nicht abhalten. Er wurde von einer Bande in Libyen aufgegriffen und so lange geschlagen, bis die Mutter das Lösegeld über mehrere tausend US-Dollar überwiesen hatte. Danach durfte er weiterreisen und wartet jetzt in einem italienischen Flüchtlingsheim auf seine Anerkennung. Hodan wird es wohl nicht wieder versuchen. Eine konkrete Zukunftsperspektive sieht sie in diesem Land allerdings nicht. Somalia, der einstige Zusammenschluss der ehemaligen britischen und italienischen Kolonien im Jahr 1960, existiert nicht mehr. Das Land ist gespalten, zersplittert, in den Kriegswirren und der Gesetzlosigkeit nach 1991 untergegangen. Es gibt Süd-Zentral-Somalia mit der eigentlichen Hauptstadt Mogadischu. Dann ist da die semi-autonome Region Puntland, direkt am Horn von Afrika und die unabhängige Republik Somaliland. Somaliland ist im Vergleich zum Rest Somalias stabil und sicher. Die Schreckensmeldungen in den westlichen Medien von Bombenanschlägen und dem Terror der Al-Shabaab-Milizen kommen meist aus Mogadischu und dem südlichen Teil Somalias. In Hargeisa hingegen, der Hauptstadt Somalilands, spürt man die Aufbruchsstimmung, die vor allem von Rückkehrern der somalischen Diaspora getragen wird. Sie investieren Geld, Ideen und Hoffnung in ein Land, das es international nicht geben darf. Ein 4G-Mobilfunknetz hat Somaliland an die Welt angeschlossen. Bargeldlos wird alles per Handy bezahlt. Aus der Not der internationalen Isolation hat man ohne Banken und ohne große Investitionen auf kreative Weise etwas Eigenständiges aufgebaut. Daneben ist Bildung ein Sektor, auf den die demokratisch gewählte Regierung in Hargeisa setzt. Damit soll den jungen Leuten eine Zukunftsperspektive geboten werden. Doch es scheint zu wenig, zu spät zu sein. Somaliland und die gesamte Region am Horn von Afrika verliert gerade eine ganze Generation. Nur 42 Prozent von ihnen haben eine Schulbildung, so wenig wie nirgends sonst auf der Welt. Die Arbeitslosigkeit, gerade bei jungen Leuten, ist hoch. Schon jetzt leben nach UNHCR-Angaben nahezu eine Million somalische Flüchtlinge in den benachbarten Ländern. Weit über 100.000 Menschen haben sich in den letzten Jahren nach Europa aufgemacht. „Damit zählt das Land (Somalia) nach Afghanistan



Pure Langeweile: Es gibt nichts zu tun.

und Syrien weltweit zu den drei wichtigsten Herkunftsländern von Flüchtlingen“, schreibt die deutsche Bundesregierung in einem Bericht.

Diejenigen, die an die Zukunft der unerlaubten Republik am Horn von Afrika glauben, sind vor allem Rückkehrer der somalischen Diaspora. Sie haben schon lange das kleine Land, die geschundene Region aus der Ferne unterstützt. In Hargeisa, der Hauptstadt Somalilands, spürt man diese Aufbruchsstimmung. Vor allem eben bei den Rückkehrern, die nach langen Jahren im europäischen Ausland in das Land ihrer Kindheit oder ihrer Eltern zurückkamen. Sie investieren und wollen aktiv beim Aufbau helfen. Da ist die 44-jährige Sucaad Odowa, sie wurde in Hargeisa geboren. Nach der Bombardierung der Stadt durch somalische Regierungstruppen 1988 floh die Familie über Äthiopien nach England. Sucaad Odowa baute sich ein Leben in London auf. Sie unterstützte, wie ihre gesamte Familie, von der britischen Hauptstadt aus Freunde und Verwandte daheim. 2012 kehrte sie jedoch nach Hargeisa zurück, um hier ein Restaurant zu eröffnen. Ihr habe in London immer etwas gefehlt, sagt Sucaad, nun sei sie hier, um etwas zurückzugeben an den Ort ihrer Herkunft. „Ich habe 23 Angestellte, die nun einen Job haben, die nun ihre Familien unterstützen können.“ Sie hat bereits Pläne, um weitere Restaurants in Hargeisa, in Berbera und in Burao zu eröffnen. Odowa sieht all das auch als Zeichen gegen „Tahreeb“.

GRÜNDERGEIST IN SOMALILAND

Hodan Elmi ist 38 Jahre alt. Sie wurde in London geboren. „Meine Eltern sind von hier, sie haben immer von ihrer Kindheit in Hargeisa geschwärmt“, meint sie. Seit neun Jahren lebt sie nun mit ihrem Mann und ihren Kindern in Hargeisa. Eigentlich wollte sie nur für ein Jahr bleiben, sie arbeitete anfangs für eine Frauenrechtsorganisation und entschied sich schließlich zu bleiben. „Ich mochte meinen Job, die Menschen hier, die Kultur und vor allem, dass meine Kinder etwas haben, was ich so nie erlebt habe.“ Sie spricht von der Großfamilie mit Onkeln und Tanten, von ihren Kindern, die Somali und Arabisch lernen. Die Familie fühle sich in Somaliland wohl, sagt sie zufrieden. Seit ein paar Jahren arbeitet Hodan Elmi nun für CARE. Eine ihrer Aufgaben sei es, Fortbildungskurse mit Mädchen und jungen Frauen durchzuführen. Dabei käme die Diskussion oft auf „Tahreeb“. Die jungen Frauen erklärten, Hodan Elmi habe es ja leicht, denn sie habe einen britischen Pass, sei sicherlich nur kurzfristig hier. Sie hingegen könnten das Land nicht verlassen, kein anderer Staat erkenne die Papiere Somalilands an. Die 38-Jährige erzählt dann von sich, von ihrer Entscheidung, mit ihrer Fa-

milie nach Somaliland zu ziehen, von den Möglichkeiten hier vor Ort mitzuhelfen, einen noch jungen Staat aufzubauen. „Ich erzähle ihnen aber auch, wie es wirklich ist als Frau, gerade als schwarze Frau, als Muslimin in Großbritannien. Von Xenophobie und Islamophobie. Dass es zwar viele Möglichkeiten in England gibt, aber eben nicht alles so glänzend ist, wie es hier aus der Ferne scheint.“ Hodan Elmi vermisst in Somaliland eine offene Diskussion über die Emigration. Sie sieht auch, dass den jungen Leuten kaum eine berufliche Zukunft geboten wird, die Jugendarbeitslosigkeit sei hoch. Der fragile und junge Staat müsse mehr für die jungen Leute tun, denn 70 Prozent der Bevölkerung seien zwischen 16 und 24 Jahre alt. Obwohl sie an die Zukunft Somalilands glaube, verstehe sie auch die Hoffnungslosigkeit der jungen Generation. Doch „Tahreeb“, die Flucht nach Europa, könne keine Lösung für die Region sein.

Im benachbarten Puntland, direkt am Horn von Afrika gelegen, ist die Situation ähnlich und doch anders. Puntland ist eine semi-autonome Region Somalias, zwar mit eigener Regierung, doch man sieht sich langfristig, im Gegensatz zu Somaliland, als Teil eines geeinten Somalias. Aus Puntland kommen die Piraten, die seit ein paar Jahren die Schifffahrtsstraße im Golf von Aden unsicher machen. Auch auf dem Land sind Entführungen und anschließende Lösegelderpressungen keine Seltenheit.

Auch in Puntland unterstützt CARE verschiedene Projekte, darunter die Lehrerausbildung und eine E-Bibliothek an der „Puntland State University“ und ein Ausbildungszentrum in Garowe, der Hauptstadt Puntlands. Mohammed Diri leitet das „Garowe Vocational Training Center“. Dort wurden im Laufe der Jahre bereits mehr als 2.000 junge Leute in den verschiedensten handwerklichen Berufen ausgebildet. Das reicht von Elektrikern und Kfz-Mechanikern bis hin zu Schneiderinnen und Köchinnen. Mohammed Diri erklärt, dass vor allem die Armut und die Unsicherheit im Land viele in die Emigration zwingen. „Zwei Dinge sind deshalb wichtig. Man muss die jungen Leute ausbilden, und es sollte in die lokale Wirtschaft investiert werden. Mit Bildung und Jobs stabilisiert man dieses Land.“ Diri schwebt eine Art internationaler Marshall-Plan für Somalia vor, so wie für das zerstörte Europa nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Ausbildungszentrum ist ein Förderprojekt, weitere Bildungsmöglichkeiten sollen gefunden und ausgebaut werden. Was genau, davon wollten sich die CARE-Mitarbeiter vor Ort einen Überblick verschaffen. Erst seit kurzem sind wieder direkte Besuche möglich. Die Sicherheitslage, zumindest in der Hauptstadt Garowe, scheint unter Kontrolle zu sein, auch wenn man auf Schritt und Tritt von drei schwerbewaffneten Polizisten begleitet wird und es nach einer Stunde an einem Ort heißt, man müsse nun weiter.



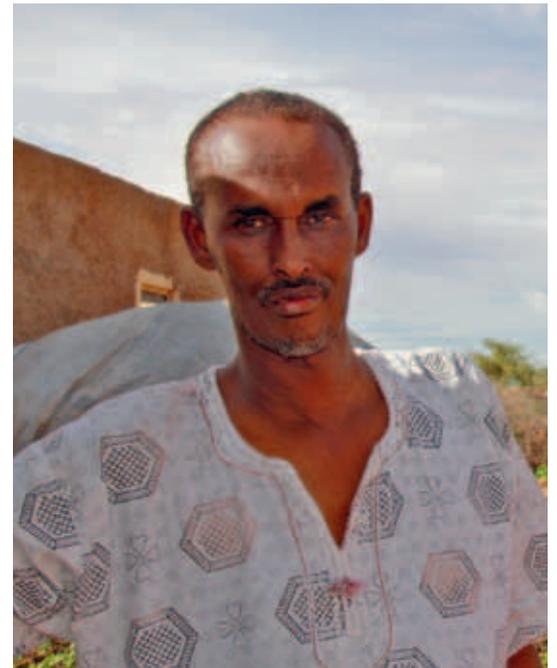
Vor anderthalb Jahren floh Abduls Frau Richtung Libyen. Dort wurde sie von Schmugglern verschleppt. Der 75-Jährige musste 6.500 US-Dollar bezahlen, um sie freizukaufen. Bis heute hat er aber kein Lebenszeichen von ihr erhalten.



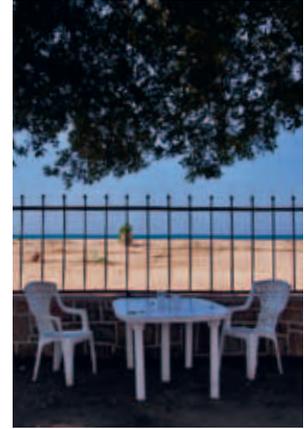
CARE bietet Berufsausbildungen für junge Menschen. Über 70 Prozent der Bevölkerung in Somalia sind zwischen 16 und 24 Jahre alt. Wenn sie nichts zu tun haben, laufen sie Gefahr, in kriminelle Hände zu geraten. „Mit Bildung und Jobs stabilisiert man dieses Land“, davon ist Mohammed Diri überzeugt. Er leitet das Ausbildungszentrum in Garowe, Puntland.



„Ich bin Journalist, kennen Sie die Deutsche Welle?“ Der 63-jährige Abdulhaye lebte 1975 einige Zeit in Köln. Dort absolvierte er eine Ausbildung bei dem deutschen Auslandssender. Zurück in seiner Heimat arbeitete er jahrzehntelang als Radio- und Fernsehmoderator. Heute ist er in Rente. „In diesem kleinen Dorf waren die Kinder früher oft krank. Nun haben wir dank der Hilfe von CARE sauberes Wasser.“



„Ich versuche, die jungen Leute zum Bleiben zu bewegen“, erzählt Mohamed. Er selbst lebte bis vor kurzem in den Niederlanden. Zurück in Somaliland betreibt er nun einen kleinen Gemüseanbau. „Aber die Jungen wollen nicht hören. Sie glauben, Europa sei ihre einzige Chance.“



Facebook weckt die Sehnsucht nach Europa ...
Studentinnen an der Puntland State University.



Über „Tahreeb“ wird auch in Puntland viel und überall gesprochen. Jamal Hassan Darod ist 27 Jahre alt. Er ist der Vorsitzende der „Somali Youth Network Association“. Er selbst hat fünf Jahre in Uganda studiert und findet jetzt keinen Job in seinem Heimatland. Jamal lebt wieder bei seinen Eltern, arbeitet ehrenamtlich, um Berufserfahrungen zu sammeln. Die Hoffnungen in ihn sind groß, ein Onkel finanzierte sein Studium im Ausland. Jamal Hassan Darod kennt die Probleme der Jugendlichen. Die Arbeitslosigkeit ist hoch, die Ausbildungsmöglichkeiten sind begrenzt, Hoffnung auf ein besseres Leben hat diese Generation nicht. „Wir haben hier in Puntland Frieden“, betont Jamal mehrmals im Gespräch, so, als ob er sich damit selbst vergewissern will. Er will bleiben und sagt dennoch: „Viele gehen ins Ausland, nach Europa, um einen zweiten Pass zu bekommen. Nur damit kommt man hier an Jobs. Als ich mich das letzte Mal auf eine Stelle bewarb, fragte man mich, ob ich einen zweiten Pass habe. Ohne hätte ich keine Chance, wurde mir gesagt.“

An der „Puntland State University“ sitzt eine Runde Studierender zusammen. Junge Männer und junge Frauen. Sie alle betonen, dass sie nicht weg wollen, sie in Puntland ihre Zukunft sehen. Eine von ihnen ist die 19-jährige Studentin Samira. Sie fällt auf in der Gruppe, obwohl sie anfangs leise, ja schüchtern, erzählt. Ihre strahlenden Augen, ihr Lächeln sind voller Zuversicht. Samira studiert Sozialwissenschaften, ihren Bachelor-Abschluss will sie hier in Garowe machen, für ihren Master will sie dann nach Indien oder in die Türkei. Aber sie sieht sich hier in Puntland, in Somalia. Sie sagt: „Ich werde nicht weggehen, ich komme zurück.“ Ihre Eltern sind geschieden. Als der Krieg ausbrach, floh die Familie nach Kenia. Vor ein paar Jahren kamen Samira, ihre Mutter und ihre Geschwister zurück nach Garowe. Geld war keines da für die Ausbildung der Tochter. Doch Samira eröffnete mit ihrer Mutter einen kleinen Laden und Imbiss. Davon finanziert sie nun ihr Studium. Sie arbeitet hart, jeden Tag in der Woche, bis spät in die Nacht. Der Laden, das Studium, das Ziel vor Augen.

Der Schlüssel für die Zukunft Puntlands und Somalilands liegt in der Bildung und Ausbildung. Das unterstreicht auch Professor Abdullah Aledou, der ganz offen sagt, hier in Puntland studiere man an der Realität vorbei. Fast 80 Prozent hätten sich für Sozialwissenschaften, Wirtschafts- und Verwaltungsfächer eingeschrieben. „Doch es gibt keine Unternehmen hier, die ihnen anschließend Jobs bieten“, meint Aledou. Was man bräuchte, sind Absolventen für Landwirtschaft, Fischerei, Veterinäre, das seien die Kernbereiche der somalischen Wirtschaft. „Wir brauchen Ingenieure, die das Land nach dem Krieg wieder aufbauen.“ Die Universitäten versuchten ihr Bestes, doch ausgebildet wird

am Markt vorbei. Professor Abdullah Aledou sieht deshalb viele seiner Studenten das Land verlassen. Sie hoffen auf einen Job, eine bessere Zukunft im fernen Europa. „Die Situation ist sehr ernst. Ich sehe ein Land, aus dem die Jugend wegrennt. Wie kann ich da ein positives Bild zeichnen, wenn der Großteil der Somalier Jugendliche sind und die meisten davon nur weg aus diesem Land wollen?“ Daher sei die internationale Gemeinschaft gefordert, in Puntland und auch Somaliland in die Bildung und Ausbildung zu investieren, so Aledou. Die Flüchtlingsproblematik in Europa lasse sich nur hier in den Herkunftsländern lösen.



Seine beiden Brüder sind schon weg: Salah ist 18 und spricht täglich mit den Geschwistern, die in Deutschland und der Schweiz gelandet sind. „Aber sie haben dort keine Freunde, kein Leben.“ Auch Salahs Eltern mussten horrende Summen an Schmuggler bezahlen, bevor die Brüder freigelassen wurden. Salah will zu Hause bleiben. „Ich will das Geld meiner Eltern nicht für nichts verschwenden. Ich will in meiner Heimat bleiben und hier ein besseres Leben aufbauen.“





Nicht alle Menschen fliehen ins Ausland – über eine Million Somalier sind auch im eigenen Land auf der Flucht vor Gewalt.





Weilblech, Plastikplanen, Stoff und Netze – die selbst gezimmerten Hütten sind eine Notlösung. Jedoch eine, die immer länger andauert.

Die Heimat ist nah



und doch unerreichbar

Von
Johanna Mitscherlich

Es waren herzerreissende Bilder. Sie zeigten Menschen, vor allem Jesiden, Christen und andere Minderheiten, die aus ihrer Heimat Sindschar im Nordirak über das gleichnamige Gebirge nahe der irakisch-syrischen Grenze flohen. Zehntausende, die durch den Staub, den Sand und die Hitze liefen, auf ihren Rücken trugen sie Verletzte, Kinder, und kleine Stoffbündel mit dem Wenigen, das sie auf der Flucht mitnehmen konnten. Hinter ihnen lagen tage- und wochenlange Fußmärsche.

Als ich im August 2014 Teil eines CARE-Teams im Nordirak war, das den humanitären Bedarf prüfte, arbeitete ich bereits seit mehreren Monaten im Nahen Osten. In den Nachbarländern Syriens hatte ich in dieser Zeit von großem Leid und viel Schrecken gehört. Aber das, was mir die Iraker im August 2014 berichteten, offenbarte einen Zivilisationsbruch, eine Grausamkeit, die ihrresgleichen sucht. Der sogenannte „Islamische Staat“ hatte die nordirakische Stadt Sindschar erobert, tausende Jesiden massakriert, Frauen versklavt und vorübergehend ein Drittel des irakischen Staatsgebiets erobert. Etwa 850.000 Menschen haben seither in Städten wie Erbil, Dohuk oder Zakho im Nordirak Zuflucht gesucht.

Sefik, ein Familienvater, erzählte mir, wie seine Mutter vor seinen Augen enthauptet, seine 13-jährige Tochter vergewaltigt und verschleppt wurde. Mit sieben weiteren Kindern und anderen Familienangehörigen konnte er fliehen. Acht Tage lang haben sie sich in den Bergen versteckt, hinter Steinen und in Felsschluchten. Seine jüngste Tochter hat die Flucht nicht überlebt. Sie ist verdurstet. Eine andere Tochter, elf Jahre alt, hat das nicht ausgehalten. Sie hat verlernt zu sprechen, starrt nur noch regungslos in die Luft. Als ich mit Sefik sprach, lag die Kleine auf einer dünnen Matratze, wiegte ihren schmalen Oberkörper hin und her, warf ihren Lockenkopf wild durch die Luft und lachte ununterbrochen, ein hölzernes, hysterisches Lachen, das mit Fröhlichkeit nichts zu tun hat. „Sie ist verrückt geworden“, sagte mir der Vater. „Sie musste miterleben, wie eine Schwester vergewaltigt und verschleppt wurde, wie ihre andere Schwester verdurstete. Wer würde da nicht verrückt werden?“ Ein großer, stolzer Mann, der vor mir in sich zusammenbrach und leise anfang zu weinen. Zusammen mit über 40 weiteren Jesiden aus Sindschar fand die Familie Zuflucht in der Stadt Zakho in der Kurdischen Region im Nordirak, in einem nackten Rohbau am Straßenrand, ohne Fenster, Türen oder Wände. Hier gab es

kein fließendes Wasser oder eine Toilette. Auf dem Boden nichts außer ein paar Matratzen, auf denen Blut, Erbrochenes und Fäkalien zu sehen waren.

Seit diesem Sommer vor nunmehr fast zwei Jahren hören wir nicht viel aus dem Nordirak. Die Nachrichten aus der Region sind bestimmt vom syrischen Bürgerkrieg, vom Kampf gegen den sogenannten „Islamischen Staat“ und militärischen Interventionen. Ich selbst aber denke noch häufig an die Bilder, an die Zeugnisse des Horrors und des Schreckens. An das unfassbare, unvorstellbare Leid, das die Menschen erlebt haben. Gleichzeitig scheinen diese Ereignisse lange her zu sein, und vielleicht hat sich die Welt auch ein Stück weit gewöhnt an die Meldungen von Krieg und Terror.

Aber was ist passiert mit denjenigen, die den Exodus aus Sindschar überlebt haben? Wo leben die Menschen heute? Und wie stemmt der Nordirak den Zustrom an Vertriebenen? Die Bilanz ist sehr gemischt. Einerseits hat es seit August 2014 viel Hilfe gegeben aus aller Welt. CARE etwa arbeitet seit Ende 2014 im Nordirak, und hat seither mehr als 11.000 Menschen geholfen. In einem Camp hat CARE Latrinen gebaut, Wascheinrichtungen repariert, Hygieneartikel verteilt und die Müllentsorgung organisiert. Im Winter unterstützte CARE die Menschen mit Öfen, warmen Decken und Winterkleidung, im Sommer mit Wasserkanistern und Kühlbehältern. Insgesamt 22 Camps gibt es jetzt in der Region. Doch viele Familien konnten dort bisher nicht unterkommen und leben weiterhin unter Zeltplanen, in Rohbauten oder sogar auf der Straße. Von Kollegen vor Ort habe ich gehört, dass Sefik und seine Familie noch in demselben düsteren Rohbau leben wie damals. Mit Plastikplanen und Decken haben sie seither versucht, sich vor der Hitze im Sommer und der feuchten, eisigen Kälte im Winter zu schützen. Ich kann mir kaum vorstellen, wie hoffnungslos sich das anfühlen muss: Jahrelang ausharren in einem Übergangszustand, ums Überleben kämpfen, ohne Hoffnung auf eine Heimkehr. Dazu kommen die Erinnerungen an das Erlebte, das tiefe Wunden auf den Seelen der Menschen hinterlässt.

UNGEWISSE HEIMKEHR

Im November 2015 eroberten kurdische Truppen die Stadt Sindschar zurück. Ruhe ist dennoch nicht eingekehrt und nur wenige Menschen konnten bisher in ihre Heimat zurück. Noch immer herrscht vielerorts Gewalt, Dörfer sind vermint zurückgelassen worden, die Getöteten konnten nicht begraben werden. Alte und Kranke, die zu schwach waren, um zu fliehen, wurden enthauptet, verbrannt, erschossen. Die Häuser wurden geplündert.





In Rohbauten und selbst gezeimerten Unterschlüpfen suchten die Menschen aus dem Sindschar-Gebirge Schutz. Ein Puppenkopf, eine Eisverpackung – überall eilige Spuren der Fliehenden. In ihren Gesichtern: Spuren der grauenvollen Erinnerungen.

Alles, was die Menschen sich aufgebaut hatten, wurde zerstört. Man kann eigentlich nur noch den Schutt wegschaufeln und alles wieder neu aufbauen. Insgesamt sind im Irak über drei Millionen Menschen auf der Flucht, ein Großteil von ihnen harret im Norden des Landes aus. In der Stadt Dohuk etwa leben mittlerweile mehr Flüchtlinge als Einheimische. Die Cholera ist ausgebrochen und nur ein knappes Drittel aller vertriebenen Kinder kann zur Schule gehen. Es ist eine traurige Gleichung: die Zahl der Menschen in Not im Irak wuchs auf über acht Millionen Menschen, während die internationale Hilfe abnimmt. Wegen fehlender Gelder musste ein Drittel aller Aktivitäten im Wasser- und Sanitärbereich im Nordirak eingestellt werden. Auch die UN-Nahrungsmittelhilfe für Millionen Vertriebene musste gekürzt werden. Die Regierung der kurdischen Region unterstützt die Geflohenen so gut wie möglich. Da die vorhandenen Ressourcen längst nicht ausreichen, hat sie zur Bewältigung dieser humanitären Krise um mehr internationale Hilfe gebeten.

Weltweit gibt es heute über 60 Millionen Flüchtlinge. Ein neuer Negativrekord, ein Tiefpunkt in der Geschichte der Vereinten Nationen seit ihrer Gründung vor 70 Jahren. Einer von 122 Menschen weltweit ist gezwungen, fernab seiner Heimat auszuweichen. Laut dem Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen sind heute die Chancen eines Vertriebenen, wieder in seine Heimat zurückzukehren, so schlecht wie zu keinem anderen Zeitpunkt in den letzten 30 Jahren.

SEFIK: EINER VON 34 MILLIONEN

Dabei sind etwa 34 Millionen sogenannte Binnenvertriebene, Menschen wie Sefik, die in ihrem eigenen Land auf der Flucht sind. Nach Syrien und Kolumbien leben im Irak die meisten Binnenflüchtlinge weltweit. Jeder zehnte Iraker ist in seinem eigenen Land auf der Flucht. Anders als nach internationalem Recht anerkannte Flüchtlinge – also Menschen, die Staatsgrenzen überschritten haben – sind Binnenvertriebene nicht durch internationale Abkommen geschützt. Nicht immer kann ihr Heimatstaat den Schutz oder die Hilfe gewährleisten, die sie benötigen.

Dabei befinden sie sich oftmals in der gleichen verletzlichen Situation wie Menschen, die über die Landesgrenzen geflohen sind. Den Großteil der Verantwortung





für die Aufnahme geflohener Mitbürger tragen stabilere Regionen, die unmittelbar an Konfliktzonen angrenzen. So wie die Provinz Kurdistan im Nordirak. Sefik erzählte mir damals, dass es für ihn besonders bitter sei, dass seine Heimat Sindschar nur etwa zweieinhalb Stunden Autofahrt von seinem Zufluchtsort entfernt sei. So nah und doch so unerreichbar.

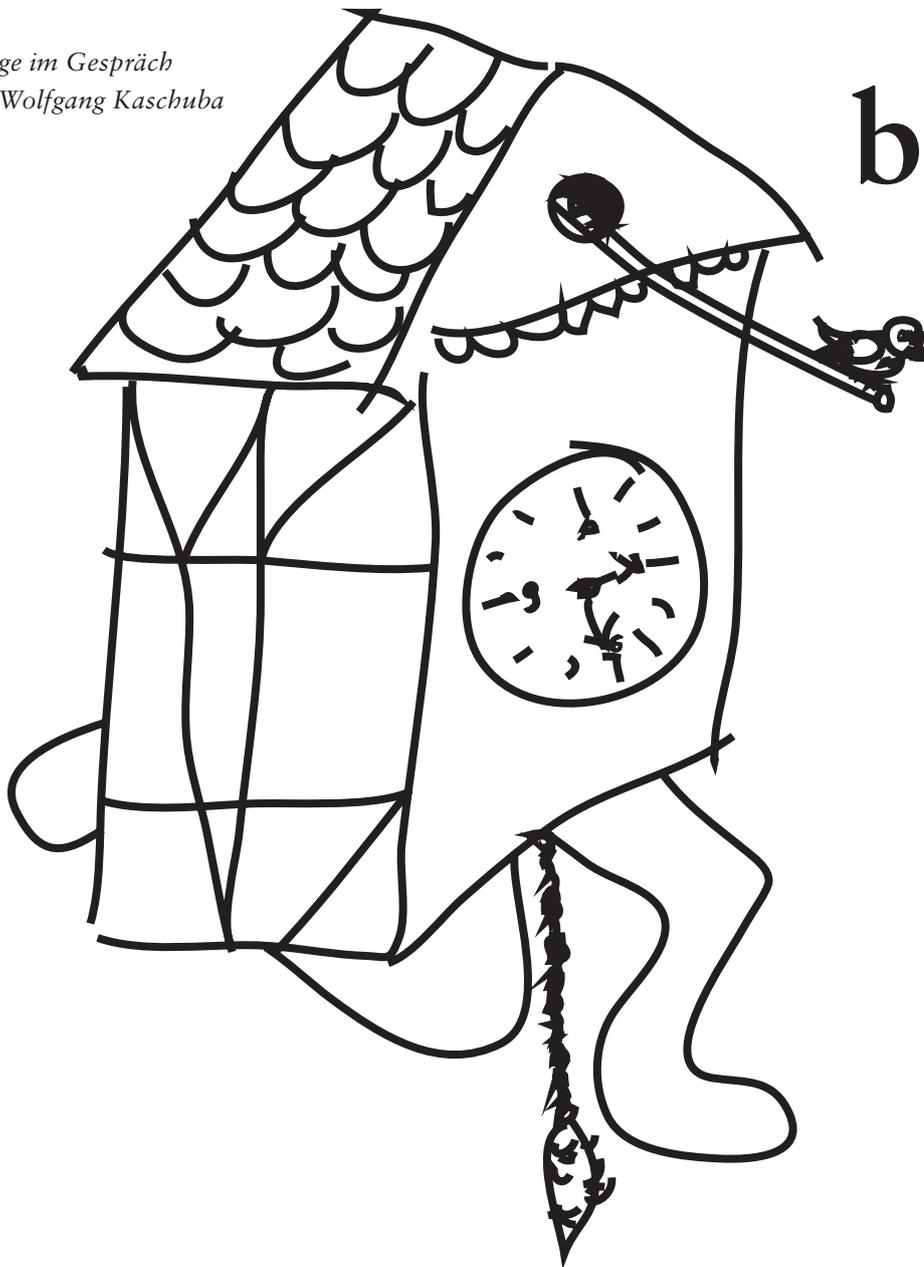
Seit dem Sommer 2014 ist viel passiert: Hunderttausende Menschen sind aus ihrer Heimat geflohen, innerhalb ihrer eigenen Länder, in sichere Gebiete. Über eine Million Menschen sind auch nach Europa geflohen, davon die meisten nach Deutschland. Viele derjenigen, die jetzt die Strapazen der Flucht nach Europa auf sich nehmen, haben vorher Monate und häufig Jahre in Ländern wie dem Irak, Syrien oder Nachbarländern ausgeharrt. Wie Sefik kämpften sie tagtäglich ums Überleben, immer in großer Angst, ob sie genug zum Essen haben werden, sich Medikamente für ihre kranken Familienmitglieder leisten und ihre Kinder jemals wieder zur Schule schicken können. Viele sprechen erst von einer Flüchtlingskrise, seitdem auch über die europäischen Grenzen täglich Tausende Menschen kommen. Dabei hält diese Krise schon seit Jahren an. Wenn ich Flüchtlinge in Deutschland treffe, denke ich an Menschen wie Sefik und seine Familie. Ich denke daran, wie sie abseits der Weltöffentlichkeit seit Jahren ein Leben in Not führen und dringend unsere Hilfe benötigen.



Einmal to go,

Heimat

*Ninja Taprogge im Gespräch
mit Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba*



bitte!

Was ist Heimat? Ein Ort, ein Song oder ein Gefühl? Können wir mehrere Heimaten haben? Und was ist eigentlich mit den Menschen, die ihre Heimat verlassen müssen? Ein Gespräch mit dem wohl bekanntesten zeitgenössischen Kulturanthropologen im deutschsprachigen Raum, Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba.

Herr Kaschuba, kann man Heimat überhaupt definieren?

Früher war Heimat einfach der Geburtsort, an dem Menschen aufgewachsen und groß geworden sind. Dieses Verständnis hat sich in den letzten Jahrzehnten doch drastisch geändert. Heute haben die meisten von uns eher Wahlheimaten. Wenn Jugendliche oder junge Erwachsene nach ihrer Heimat gefragt werden, dann nennen sie meist die Orte, an denen sie sich gut auskennen, an denen sie Familie oder Freunde haben. Das kann die zweite oder dritte Stadt sein, in der sie leben. Sie nehmen also ihre Heimat quasi mit sich mit. Viele junge Menschen in Berlin bezeichnen daher die Hauptstadt als ihre Heimat, obwohl sie eigentlich woanders geboren sind. Deshalb müssen wir uns heute fragen: Welche Qualität muss Heimat aufweisen, damit Menschen sich gut aufgehoben und eben deshalb: „beheimatet“ fühlen.

Was brauchen wir denn, um uns gut aufgehoben zu fühlen?

Zunächst einmal brauchen wir einen konkreten sozialen Raum. Es ist schwierig für uns, nur in einem imaginären Raum, etwa im Internet, oder in einem Transitraum zu leben, wie das in manchen mobilen Berufen heute üblich ist. Ständig unterwegs zu sein, ist für die meisten Menschen sehr anstrengend, weil unser Gehirn dabei ständig kognitiv arbeiten muss. Wenn ich irgendwo neu bin, ist diese Orientierungsaufgabe stressig. Wenn ich aber lange genug an einem Ort wohne, kenne ich jede Ecke und kann mich sozusagen im Halbschlaf bewegen. Wir brauchen also eine räumliche Bindung, die nicht unbedingt immer etwas mit Gefühl zu tun hat, son-

dern einfach auch mit Zeit, Wissen und sozialer Vertrautheit.

Heimat ist ein Begriff, der in Mode gekommen zu sein scheint. Welche Bedeutung hat Heimat in unserer heutigen Gesellschaft?

Heimat ist ein Gegengewicht zu unserer sich immer schneller drehenden Welt, zu gesteigerter Mobilität, ständiger Erreichbarkeit und größerem Informationsfluss. Wenn Menschen mobil sind, viel reisen, häufig ihre Wohnorte wechseln oder gezwungen sind ihr Heimatland zu verlassen, schneiden sie Verbindungen ab, verlieren Beziehungen und entdecken jetzt, wie sehr Heimat schon bei der Sprache anfängt. Denn in der Regel ist es für die meisten Menschen leichter, sich muttersprachlich auszudrücken – auch wenn sich das in jüngeren Generationen verändert. Aber auch unter jungen Leuten gibt es heute ein „Feiern des Lokalen“: Da, wo ich lebe, bin ich geerdet und echt! Eben weil Menschen die Räume schätzen, in denen sie sich auskennen. Viele, die privat oder beruflich dauernd unterwegs sind, beginnen deshalb damit, Heimat in besonderer Form zu inszenieren. Etwa in der Esskultur, indem sie auf Reisen möglichst auch Rezepte und Produkte aus ihrer unmittelbaren Region mitnehmen, oder auf ihrem Smartphone, dessen Fotogalerie oft wie ein mobiles heimatliches Posiealbum wirkt. Sonnenuntergang im Heimatdorf: Das hätte früher niemand geknipst. Heute hingegen wird in unserer Gesellschaft dauernd über Heimat nachgedacht, gesprochen und geschrieben, weil wir auf der einen Seite über Medien und das Internet unsere Horizonte global weiten, auf der anderen Seite uns aber natürlich auch davon bedroht fühlen, in

dieser unübersichtlichen Welt verloren zu gehen.

Also dient uns Heimat sozusagen als Rückzugsort, als Erholungsraum oder generell als Kompensation, um mit der Welt da draußen fertig zu werden?

Wir gehen heute oft ein bisschen ironisch, auch selbstironisch mit dem Thema Heimat um. Gerade dann, wenn wir etwa digitale und reale Heimaten zusammenbringen. Das ist etwa in Blogs zu erkennen oder in Fotos und Selfies. Insofern könnte man sagen, Selfies sind oft auch eine Art Heimatknipserei. Denn mit einem Selfie setzen Menschen sich selbst mit etwas anderem bewusst in Beziehung. Ich mit meiner besten Freundin oder ich vor dem Eiffelturm in Paris: Das meint, ich bin zwar unterwegs, aber eben nicht alleine, sondern als ein „Wir“. Die Freundschaft, die das Foto ausdrückt, oder die romantische Szenerie mit Eiffelturm: Das lässt sich auch als eine Art von mobiler Heimatkapsel verstehen. So kann eben auch ein eigentlich „fremder“ Sehnsuchts- und Lieblingsort eine starke Heimatkomponente besitzen. Oder auch die Lieblingsmusik, die uns über Kopfhörer durch den Tag begleitet. Wenn man öffentliche Verkehrsmittel nutzt, sieht man das jeden Tag: Menschen hören „ihre“ Musik und sind so bei sich, in ihrem eigenen, imaginären Raum, dass sie überhaupt nicht mehr merken, was um sie herum passiert. All dies sind heute Strategien einer manchmal optisch-digitalen, manchmal emotionalen und manchmal auch selbstironischen Beheimatung, bei der wir oft beides fühlen: auf der einen Seite ein bisschen Berührung und Rührung, auf der anderen Seite ein wenig Spaß und Ironie.

Denn das ist eben auch die neue Dynamik unseres Heimatbegriffs: Er ist nicht mehr so ernst zu nehmen.

Gehen wir einen Schritt zurück: Können wir eigentlich auch ohne Heimat leben?

Wir kommen schwer ganz ohne Heimat aus. Bis vor etwa hundert Jahren waren die Menschen noch aufgrund der materiellen Lebensumstände auf eine „Wir“-Gruppe, auf ihre Familie, Nachbarschaft oder Handwerkszunft angewiesen, um zu überleben. Heute können wir das theoretisch alleine. Dennoch brauchen Menschen weiterhin ein „Wir“. Solch ein „Wir“ hat aber immer auch ein „Die“ zur Voraussetzung. „Wir“ müssen uns gegen andere abgrenzen, sonst macht dieses „Wir“ keinen Sinn. Heute jedoch kann „Wir“ Verschiedenes heißen: wir „Bio-Deutschen“ recht einfältig gegen „die“ Migranten, wie bei Pegida. Oder eben ganz anders und schlauer: mehrere „Wirs“, dann muss keines davon feindselig und fundamentalistisch sein.

Über 476.000 Menschen haben im Jahr 2015 Asyl in Deutschland beantragt. Ein großer Teil kommt aus Syrien, wo seit etwa fünf Jahren Bürgerkrieg herrscht. Hier angekommen sind sie teilweise mit einem neuen Alltag und anderen Wertevorstellungen konfrontiert. Können wir Heimat auch in der Fremde finden?

Menschen neigen zum Bekannten und Vertrauten. Wir sind daher einerseits ängstlich gegenüber Neuem, weil wir seine Wirkungen und Regeln nicht kennen. Andererseits sind wir aber auch buchstäblich „neu-gierig“, sonst würden wir auch nicht so viel in der Welt herumreisen. In beiden Fällen

aber wollen wir unbedingt verstehen: wie die anderen sind und damit auch wir. Dabei spielt Kultur als Verständigungsmedium eben die wichtigste Rolle. Flüchtlinge suchen wahrscheinlich zunächst einmal Sicherheit und nicht direkt Heimat. Sie wollen begreifen, wo sie nun sind, und damit verstehen, wer und wie wir sind. Damit sie auch hier Sicherheiten wie Gefahren einschätzen können – nach den traumatischen Erfahrungen von Krieg und Flucht. Sehr viel anders reagieren wir auch nicht, selbst bei weit kleineren Unsicherheiten. Etwa auf Reisen: Wir wissen, wie ein Flughafen funktioniert. Deshalb finden wir uns in diesem „System Flughafen“ weltweit leichter zurecht als etwa auf einem Busbahnhof in Indien oder einem Markt in Shanghai, die als soziale Räume anders organisiert sind. Flughäfen, Hotels oder auch moderne Medien funktionieren eben (fast) überall gleich. Das sind für uns dann Sicherheiten, vielleicht auch kleine Heimaten. Für Menschen auf der Flucht kann daher etwa das Smartphone auch wie eine tragbare Heimat sein. Denn darüber lässt sich die Verbindung zur Familie halten. Es dient als Datenträger, auf dem etwa Fotos von der Familie und Freunden gespeichert sind. Und es fungiert als wichtige Informationsquelle unterwegs, über die Asylrechte gegogelt und Schlepperadressen ausfindig gemacht oder Karten des Zufluchtsortes angeschaut werden können. Es ist das „Navi“ der Flüchtlinge, die sich so schon vor ihrer Ankunft auch ein Bild von Köln, Berlin oder Hamburg machen können. Diese kleine tragbare Heimat Smartphone hat also auch viel mit Wissen zutun. Gefühle spielen bei der Heimat natürlich eine Rolle, aber das Erfahrungs- und Wissensmoment ist dabei eben auch wichtig.

Wie ist das mit der Heimat und den Deutschen? Warum haben wir Deutschen einen so besonderen Bezug zu Heimat?

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gab es in Deutschland ein besonderes Heimatrecht. Das war eine Art Geburtsrecht. In der Stadt, in dem Dorf, in dem ein Mensch geboren war, blieb die lokale Gemeinschaft für bestimmte Grundbedürfnisse zuständig. Im Krankheitsfall gab es nur dort Unterstützung im Hospital, oft konnte nur da geheiratet werden und im Todesfall wurde ein Kreuz auf dem Friedhof bezahlt. Dieses Heimatrecht war aber auch mit Kontrolle verbunden und wenig gefühlig. Eine Dienstmagd etwa, die von ihrem Dienstherrn in der Stadt geschwängert wurde, musste in ihr Heimatdorf zurückkehren und dort die Schande vor der Gemeinde ertragen. Mit dem Nationalstaat ab dem Jahr 1871 veränderte sich das, weil nun moderne Sozialgesetze kamen. „Heimat“ fragte nun danach, wie Menschen mit einer sich verändernden Welt, mit dramatischer Arbeitsmigration innerhalb Deutschlands und Europas sowie mit der Industrialisierung umgehen sollten. Mit diesen großen gesellschaftlichen Veränderungen begann eine Art Idealisierung der Heimat, weil sie durch Umzug in die Stadt wie durch Auswanderungen verloren zu gehen schien. Mehr als zwölf Millionen Deutsche gingen etwa in die USA. Kein Wunder, dass nun Herkunft, Kindheit, Familie, Weihnachten neue Bedeutung erfuhren. Es entstand ein Heimatkult als erinnernder Horizont in einer sich auflösenden und vergangenem Welt. Denn die Menschen sahen nun immer mehr Fremde in die Stadt kommen, Arbeiter und Arbeiterinnen, mit denen die große Welt näher rückte. Und deshalb

begann vor allem das Bürgertum nun, sich eine eigene kleine Heimatwelt zu bauen: in der Fantasie wie in der Wirklichkeit. Nirgendwo sonst entwickelt sich seitdem die mediale Inszenierung und Ästhetisierung des Heimatgedankens so vehement wie in Deutschland, über Heimatromane und Genremalerei, über Volkslieder und etwas später auch Heimatfilme. Bald kommt dann die Nation als Heimat hinzu und das Volk als ethnische Heimatgemeinschaft, um dann im Ersten und Zweiten Weltkrieg schließlich in die mörderischen Heimaten von Nationalsozialismus und Holocaust zu münden. Diese Geschichte verläuft in Deutschland im Unterschied zu benachbarten Gesellschaften auf einem verhängnisvollen Weg. Auch dabei spielt die Kultur eine ganz zentrale Rolle, die einerseits Bildungskultur sein will, die Idee vom Volk der Dichter und Denker, andererseits aber eben auch eine brutale Rassenkultur der Volksgemeinschaft wird. Das ist ein schweres deutsches Heimaterbe.

Und sehen Sie darin eine Gefahr?

Heute sind wir schon auf einem besseren Weg, vor allem mit einem eher spielerischen Umgang mit Heimatideen und Heimatwelten. Die Heimat wird eben auch ironisiert und exotisiert: wenn neue Heimatfilme etwa deutsche Klischees aufspießen oder wenn Heidi-Land in der Schweiz als Barbies Heimat inszeniert wird. Tourismus und Marketing produzieren da die abenteuerlichsten Bilder. Dadurch hat Heimat vielfältige Seiten und Konnotationen bekommen, die sich fast beliebig erweitern lassen. Mir kommt Heimat manchmal vor wie Weihnachten. Denn wer heute noch sagt, Weihnachten sei eben ein zutiefst christliches Fest, erntet

doch eher Kopfschütteln. Tatsächlich ist Weihnachten heute „Freizeit“ und „Freistil“. Jeder kann da alles hinein-deuten und alles machen, fast nichts erscheint mehr illegitim: von Weihnachtslieder singen bis Party feiern. Im Grunde genommen ist es bei der Heimat ganz ähnlich. Da kann jemand sonntags in seine bayerische Dorfkirche gehen oder Samstagnacht ins Rockkonzert in den Heimathafen Neukölln. Es sind extreme Bandbreiten, in denen wir unser Motto heute inszenieren können: Heimat machen wir uns selbst!

Herr Kaschuba, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba ist in Baden-Württemberg aufgewachsen und hat in Tübingen erst Politikwissenschaft und Anglistik, später empirische Kulturwissenschaft und Philosophie studiert. Kaschuba promovierte 1982 und habilitierte 1987 im Fach Empirische Kulturwissenschaft/Volkskunde. Von 1992 bis 2015 war er Professor für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit 2015 ist er geschäftsführender Direktor des Instituts für empirische Migrations- und Integrationsforschung der Humboldt-Universität.



How many prints, please?



2013

On Our 65th Anniversary
7 August 2013

Für Helga ist Heimat kein Ort,
Heimat ist eine Person: Leo.

Von Christine Reiner

Heimat war für Helga ihre Geburtsstadt Berlin. Bis der Zweite Weltkrieg unendliches Leid, Zerstörung und Hunger brachte. Im Frühjahr 1945 starb der Vater. Kurz danach wurde das Haus der Familie durch einen Bombenangriff vollkommen zerstört. Helga, damals ein Teenager von 17 Jahren, floh mit ihrer Mutter zu deren Bruder Max nach Bayern. Ihr Zuhause, das Gefühl der Geborgenheit, ihre Freunde, Erinnerungsstücke, aber auch ihre Pläne und Träume für die Zukunft ließ sie zurück in der großen Stadt Berlin. Das Leben im bayerischen Dorf Hohenschwangau unterschied sich sehr von ihrem früheren Leben. Dort machte sie zum ersten Mal die Erfahrung, was es heißt, sich anders zu fühlen und das einem vertraute Leben zu vermissen. Sie schwelgte in Erinnerungen an Berlin und es verging eine lange Zeit, bis Helga sich in ihrer neuen Umgebung ein wenig heimisch fühlte.

Doch Helga war noch lange nicht am Ende ihrer Reise angekommen. Am 5. Oktober 1945, einige Monate nach Kriegsende, betrat ein junger amerikanischer Soldat namens Leo Kissell das Fotogeschäft ihres Onkels. Es war eines der wenigen Geschäfte, die so kurz nach Ende des Krieges schon wieder geöffnet hatten. Leo, der Amerikaner, erinnert sich noch genau an die ersten Worte, die er die damals 17-jährige Helga sagen hörte: „How many prints, please?“ – „wie viele Abzüge möchten Sie, bitte?“

Zu dieser Zeit besuchten viele Soldaten die Region, vor allem um Bilder zu machen von Schloss Neuschwanstein, das ganz in der Nähe von Hohenschwangau liegt. Zwischen Helga und Leo entstand in kurzer Zeit eine enge Freundschaft. Aus dem ehemaligen Feind wurde ein Freund der Familie, der jede freie Minute der wenigen Wochen, die er in Bayern stationiert war, im Laden oder dem Haus von Helgas Onkel verbrachte. Oft lud ihn Helgas Mutter ein und sie teilten mit ihm das wenige Essen, das sie sich in diesen Tagen beschaffen konnten. Kurze Zeit später war Leos Wehrdienst beendet und er erhielt einen Studienplatz in den USA. Aus dem Soldaten würde ein Student werden, Leo konnte endlich zurück nach Hause. Helga war fest davon überzeugt, ihn nie wieder zu sehen.

BRIEFE MIT LIEBE, PAKETE MIT SCHMALZ

„Doch ich irrte mich“, erzählt die heute 87-Jährige, während sie mit Leo in ihrer jetzigen Heimat Colorado Springs auf dem Sofa sitzt. „Einige Wochen nach seiner Abreise erhielt ich einen Brief von Leo.“ Damit begann eine neue Phase ihrer Freundschaft. „Während das Leben für uns im Deutschland der Nachkriegszeit immer schwieriger wurde und der Hunger uns nachts den Schlaf raubte, war Leo mein Halt und meine Stütze. Und das meine ich nicht nur im metaphorischen Sinne.“ Leo, mittlerweile an der

Universität eingeschrieben, schrieb nicht nur unzählige Briefe an Helga, sondern legte Geld zur Seite, um den fernen Freunden in Deutschland CARE-Pakete zu schicken. 10 US-Dollar kostete ein Paket damals: eine große Summe für einen Studenten. Der Inhalt – Milchpulver, Dosenfleisch, Kaffee, Schmalz – bescherte der hungernden Familie einige warme Mahlzeiten. „Ich wusste ja aus Helgas Briefen, wie schwer sie es hatten“, erklärt Leo seine Hilfsbereitschaft heute. „Als sie mir dann von den CARE-Paketen berichtete, die ihre Nachbarn aus Amerika erhalten hatten, begann ich zu sparen, bis ich selbst das erste an die Familie schicken konnte.“

„Es war für mich wie Weihnachten“, schwärmt Helga noch heute in Erinnerung daran, wie sie vor fast 70 Jahren die Pakete erhielt. Und die junge Deutsche öffnete nicht nur die Pakete, sondern auch ihr Herz für den Amerikaner. Dem ging es zum Glück genauso: „Ich bat sie in einem meiner Briefe, zu mir nach Amerika zu kommen“, erzählt Leo heute. „Und sie sagte ja! Ich war außer mir vor Freude ... Viele weitere Briefe und einige bürokratische Hürden später konnte Helga dann tatsächlich zu mir kommen.“ Damals war es für eine Deutsche nicht einfach, in die USA zu reisen. Rigoros wurde überprüft, welche Motive es für die Reise gab und ob die Person auch die demokratische Grundordnung achtete.

VON HOHENSCHWANGAU IN DIE USA

Die junge Helga wagte also eine Reise ins Ungewisse, zu einem Mann, mit dem sie nur wenige Wochen verbracht hatte. Als Kind des Krieges hatte sie nie viele Reisen unternommen. Die Flucht nach Bayern verband sie mit großer Angst und Verlust. Und so nahm Helga ein weiteres Mal Abschied, ohne sicher zu sein, dass sie ihre Familie je wieder sehen würde. Mit einiger Furcht und noch mehr Hoffnungen im Gepäck stieg Helga schließlich in den Flieger zu dem Mann, der ihr eine neue Heimat schenken wollte. „Ich hatte nichts als einen Koffer und einen kleinen Teddybären bei mir, den mir meine Mutter geschenkt hatte“, erzählt Helga, die das winzige Stofftier auch heute, fast 70 Jahre später, als Erinnerung an ihre alte Heimat aufbewahrt. Helga kam im Juli 1948 in den USA an. Wenige Wochen später, am 7. August 1948, heirateten Helga und Leo. Zweieinhalb Jahre, unzählige lange Briefe und mehrere CARE-Pakete, nachdem sie sich in Hohenschwangau zum ersten Mal begegnet waren.

Die Geschichte von Helga und Leo stammt aus einer anderen Zeit. Sie erinnert uns an die harten und entbehrungsreichen Jahre, die die Menschen in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg durchleben mussten. Gleichzeitig ist ihre Geschichte aktuell,

denn Helga gibt es auch heute noch. Sie ist Syrerin und flieht vor Gewalt und Bürgerkrieg. Sie ist Bäuerin im Niger und flieht vor dem Hunger. Sie lebt in Bangladesch und flieht vor Fluten und immer extremeren Unwettern. Und sie ist nicht allein. 60 Millionen Menschen sind weltweit auf der Flucht, vor Gewalt, Terror und Hunger. Auch sie machen sich auf den Weg, verlassen ihre Heimat. Die Erinnerungen an ihr altes Zuhause tragen sie bei sich, und sie sind voller Hoffnung, an einem anderen Ort

dieser Welt eine neue Heimat zu finden, die sicherer ist als ihre alte. CARE hilft ihnen, so wie Helga und vielen weiteren Menschen in Deutschland und in anderen Ländern Europas nach dem Zweiten Weltkrieg geholfen wurde.

Helga hat CARE und die Hilfe übrigens nie vergessen: „Es beruhigt mich, dass es eine Organisation gibt, von der ich weiß, dass sie den Menschen in Not helfen wird. So wie sie mir damals geholfen hat.“



Prob. 656-M

FARNETT BROTHERS, PUBLISHERS, SPRINGFIELD, OHIO

CERTIFIED COPY OF MARRIAGE RECORD

The State of Ohio, COLUMBIANA County.

No. 650

Filed and Recorded August 20 1948

I do Hereby Certify, That on the 7th day of August A. D. 1948,
 I solemnized the MARRIAGE of Mr. Leo Thomas Kissell
 with Miss Helga Kaethe Glembowski

J. K. McDivitt, Jr.
R. D. # 4
 P. O. Address Steubenville Ohio

THE STATE OF OHIO,
COLUMBIANA County } **PROBATE COURT**

I, the undersigned, Judge and ex-officio Clerk of the Probate Court within and for said County, do hereby certify that the foregoing is a true copy of the certificate of Marriage of the parties therein named, as the same appears on the Record of Marriages, Vol. 42, Page 325, required by the laws of Ohio to be kept in said Court. And I further certify that I have carefully compared the foregoing with the original record, and that the same is a full and correct transcript

IN WITNESS WHEREOF, I have hereunto set my hand and affixed the seal of said Court, at Lisbon Ohio, this 26th day of August 1950.

M. C. COPE
 Judge and ex-officio Clerk of said Probate Court
Clara Hammond
 Deputy

OUR WEDDING DAY

609 FAIRFAX AVE 7 Aug 48
 COLUMBIANA, OHIO

Ken KUSSELL



Verbrannte Erde

Fana ist 17 Jahre alt. In Nigeria wurde sie entführt und sollte zwangsverheiratet werden. Heute ist sie Flüchtling im Niger.

Von *Sabine Wilke*

Gagamari war einst ein beschauliches Örtchen. Das Dorf im Osten des Nigers ist zwölf Kilometer von der Grenze zum Nachbarland Nigeria entfernt. Hier, im Herzen der westafrikanischen Sahelzone, kämpfen die Menschen jeden Tag gegen den Hunger und die Armut. Mütter sind froh, wenn sie ihren Kindern zwei Mahlzeiten pro Tag bieten können. Der Niger ist das ärmste Land der Welt. Hier sterben neun von 100 Kindern, bevor sie ihr fünftes Lebensjahr erreichen. Nigeria hingegen war immer der große, reiche Nachbar. In Lagos und Abuja gibt es sechsspurige Autobahnen, die Filmindustrie boomt, das Öl fließt.

Doch nun sind über 350.000 Menschen aus Nigeria in den Niger geflohen. In eine Region, die ohnehin schon kaum über die Runden kommt, wo Nahrung und Wasser knapp sind. Aber die Menschen von Gagamari teilen das Wenige, das sie haben. Notdürftige Hütten, die keinen Schutz vor der gleißenden Sonne und den Sandstürmen des Sahels bieten, sind das temporäre Zuhause der Geflüchteten geworden. Die 17-jährige Fana Mouctar trägt einen leuchtend

blauen Schleier, der auch ihren Körper bedeckt. Ihre Hände versteckt sie unter dem Tuch, ihr Gesicht ist von Wind und Sonne aufgeraut und mit einer feinen Sandschicht bedeckt. Fana hat runde Wangen, wie Mädchen das in ihrem Alter manchmal noch haben. Aber ihr Blick ist starr und zu erwachsen. Die junge Frau lebte mit ihrer Familie in der Stadt Damassak in Nigeria, ihr Vater arbeitete dort als Tierarzt und Bauer. Als 2014 in einer Schule im nahen Chibok hunderte Mädchen entführt wurden, blieben Fana und ihre Schwestern fortan zu Hause. Während weltweit Menschen „Bring Back Our Girls“ forderten, hatten ihre Eltern Angst. Und die Mädchen waren traurig, dass sie nicht mehr in die Schule gehen konnten.

Was war passiert? Seit Jahren leidet der Norden Nigerias unter dem Konflikt zwischen der Zentralregierung und einer terroristischen Gruppierung, die sich „Boko Haram“ nennt. Das bedeutet so viel wie „Westliche Bildung ist Sünde“. Große Aufmerksamkeit erlangte die Gruppe, als sie die Mädchenschule in Chi-

bok überfiel. Doch seitdem ist keine Ruhe eingekehrt für die Menschen, die den Norden Nigerias ihre Heimat nennen. Im Gegenteil: Wer Ende 2015 die Nachrichten durchsucht, der findet fast täglich Meldungen von Überfällen und Morden im Norden Nigerias. Über 2,2 Millionen Menschen sind in Nigeria selbst auf der Flucht, beinahe eine halbe Million ist in die Nachbarländer geflohen: nach Kamerun, in den Tschad oder eben in den Niger. Während die Flüchtlingskrise sich ausweitet, bleibt sie eine Randnotiz in den Schlagzeilen der Welt. Zu präsent sind andere Krisenherde, zu sehr hat man sich vielleicht schon an schlechte Nachrichten aus Afrika gewöhnt. Die Menschen, die als Flüchtlinge in den Nachbarländern Obdach suchen, haben beschwerliche, wochenlange Fußmärsche hinter sich. Sie berichten von reißenden Flüssen, die sie durchqueren mussten. Von Verstecken im Wald, tagelang, während die bewaffneten Männer nach Fliehenden suchten. Es ist ein Rennen um das nackte Überleben.

Für Fana und ihre Familie war all dies vor ihrer Flucht undenkbar, unvorstellbar. Damassak war ihr Zuhause. Doch dann kam der 24. November 2014. Fana erinnert sich noch Monate später genau an den Tag, an dem sich alles veränderte. Plötzlich marschierten bewaffnete Männer in Damassak ein und begannen wahllos zu schießen, plünderten Geschäfte und Häuser und verbreiteten Angst. „Wir hörten Schüsse ganz in der Nähe unseres Hauses und zusammen mit meinen vier Schwestern versteckte ich mich hastig unterm Bett. Unser Vater war außerhalb der Stadt, um sich sein Gehalt auszahlen zu lassen. Plötzlich stürmte eine Horde bewaffneter Männer in unser Haus und durchsuchte jede Ecke.“ Fana und ihre Schwestern wurden entdeckt und in das Rathaus geschleppt, wo sie und viele weitere junge Frauen festgehalten wurden. Sie hatten pa-

nische Angst. Auf dem Weg dorthin mussten die Mädchen grausame Szenen mitverfolgen: Auf einem öffentlichen Platz hatte man Jungen und Männer im Alter von elf bis 30 Jahren zusammengetrommelt und der Reihe nach erschossen. Fana musste mit ansehen, wie ein Nachbar ermordet wurde.

WIE EIN VIEHMARKT

Dann ging der Albtraum weiter. Jeden Tag wurden mindestens zwei Mädchen der Gruppe entrissen und mit Kämpfern verheiratet. Sie erhielten eine Mitgift und wurden anschließend wie Vieh auf dem Markt abgeführt. Doch Fanas Schicksal nahm eine unerwartete Wende. Der für sie vorgesehene Ehemann war nicht in der Stadt und sie musste Tage und Wochen warten. Eines Morgens wachte sie völlig panisch auf, rang um Atem, schrie und schlug wild um sich. Ihre Entführer brachten sie in ein nahegelegenes Krankenhaus. Dort ergriff sie ihre Chance zu fliehen. Sie hatte einen Nachbarn wiedererkannt, der im Krankenhaus arbeitete und mit seiner Hilfe gelang ihr die Flucht. „Zwei meiner Schwestern hatten vorgetäuscht, dass sie schwanger seien und konnten ebenfalls fliehen. Aber von meinen anderen beiden Schwestern, die gerade einmal fünf und acht Jahre alt sind, fehlt weiterhin jede Spur.“ Das junge Mädchen blickt starr, während sie das erzählt. Von ihrer Flucht, dem langen Weg, den sie überlebte, davon will Fana nichts erzählen.

„Dass wir noch am Leben sind, ist unser großes Glück“, sagt Abba K. Mouctar, Fanas Vater und meldet sich erstmals auch zu Wort. Sieben seiner Kinder haben sich um ihn versammelt. Abba ist ein selbstbewusster Mann, der immer auf eigenen Beinen stand und seine Familie versorgte. „Nigeria ist ein Land der Möglichkeiten, ein Land der Inge-

niere und Bauern. Doch ich erkenne meine Heimat nicht wieder. Schauen Sie sich nur an, was meine Familie und ich jetzt für ein Leben führen. Es fehlt uns an Allem. Wir haben keine Toiletten und verrichten unsere Notdurft draußen“, erzählt Abba beschämt. Die Familie hat mittlerweile humanitäre Hilfe bekommen: Matratzen und Küchenutensilien sowie Seifen und einen Eimer. „Wir kommen kaum über die Runden“, erzählt Abba resigniert. „Der Wind peitscht einem hier unentwegt in das Gesicht, tagsüber macht sich in unserem Zelt eine unerträgliche Hitze breit. Wir wollen ein anständiges Haus bauen, das uns mehr Schutz bietet und müssen nun Holz sowie Stroh für das Dach beschaffen. Doch wo sollen wir das bezahlen?“

Die Flüchtlingsströme von Nigeria in den Osten des Nigers halten weiter an. CARE hat seine Nothilfe deshalb ausgeweitet, um sowohl geflohene Familien als auch die Gastgemeinden zu unterstützen. CARE verteilt Nahrung, Haushalts- und Hygieneartikel, sowie Bargeld. Die Helfer reparieren Wasserstellen, versorgen die Flüchtlingscamps mit Trinkwasser und bieten den Flüchtlingen Transport von der Grenze in eines der zwei Flüchtlingslager. Inzwischen sind aber auch einige tausend Menschen wieder zurück nach Nigeria gekehrt, obwohl die Lage im Norden des Landes weiterhin instabil bleibt. Ein wenig Hab und Gut im Niger, ein wenig Zurückgelassenes in Nigeria ... so pendeln die Menschen hin und her, immer auf der Suche nach Sicherheit. Ob Fana und ihre Familie noch in Gamari leben oder nach Hause zurückgekehrt sind? Das kann niemand sagen. Verbrannte Erde lässt sich kaum bewirtschaften. Heimat ist keine Heimat, wenn man sich dort nicht sicher fühlen kann.



Refugees

Nur zwölf Kilometer trennen das Dorf Gagamari im Niger von der Grenze zu Nigeria. Tausende Familien suchen hier Zuflucht vor der Gewalt in ihrer Heimat. Die Menschen von Gagamari kämpfen selbst ums Überleben. Nun nehmen sie die Schutzbedürftigen auf und teilen das Wenige, das sie haben.

Klimabedingte Degradation von Süßwasserressourcen

Weltweit haben mehr als 600 Millionen Menschen keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser. Prognosen gehen davon aus, dass der Wasserverbrauch noch weiter steigt, insbesondere in der Landwirtschaft.

Gleichzeitig droht der Klimawandel die Knappheit in vielen Regionen zu verschärfen: durch weniger und unregelmäßigeren Niederschlag, Dürreperioden und Gletscherschmelzen.

Klimabedingte Zunahme von Sturm- und Flutkatastrophen

Der Meeresspiegel steigt stetig an und es kommt immer häufiger zu stärkeren Stürmen und Niederschlägen. Für viele Städte und Industrieregionen in Küstennähe bedeutet das deutlich erhöhte Risiken von Naturkatastrophen.

Klimabedingter Rückgang der Nahrungsmittelproduktion

Weltweit haben mehr als 800 Millionen Menschen nicht ausreichend zum Essen. In Asien hat es große Fortschritte bei der Hungerbekämpfung gegeben, während in vielen Teilen des südlichen Afrikas heute mehr Menschen hungern müssen als noch vor ein paar Jahren.

Der Klimawandel verschärft die Situation, etwa durch Wüstenbildung, Bodenversalzung und Wasserverknappung.

Umweltbedingte Migration

Etwa 22,5 Millionen Menschen pro Jahr verlassen aufgrund von Wetterkatastrophen ihre Heimat. Wissenschaftler sind sich einig: Der Klimawandel in Kombination mit anderen Faktoren wie Bevölkerungswachstum, Abhängigkeit von der Landwirtschaft und Wasserknappheit verschärfen diese Situation und tragen zu Konflikten bei. Dabei werden die Rechte der Bevölkerung häufig beeinträchtigt und bereits errungene Entwicklungserfolge wieder teilweise zunichte gemacht.

Die Grafik auf der Folgeseite zeigt die Regionen, die von den Auswirkungen des Klimawandels besonders betroffen sind. Klimabedingte Brempunkte sind mit einer roten Linie markiert.

Regionen, die als besondere „Hotspots“ für umweltbedingte Migration gelten, sind in der Grafik schwarz markiert. Viele Menschen dort sind bereits heute zum Verlassen ihrer Heimat gezwungen.

Unser Klima im Wandel

Die globale Temperaturerhöhung gefährdet die Existenzgrundlage vieler Menschen vor allem in Entwicklungsländern. Armut, Verflechtung und Unsicherheit sind die Folgen. Die Folgen des Klimawandels für die verschiedenen Regionen und Menschen dieser Welt fallen ganz unterschiedlich aus und werden das auch in Zukunft tun: Die Weltkarte zeigt die wichtigsten Brennpunkte. Insbesondere in den ärmsten Ländern hinterlässt der Klimawandel Spuren – dabei haben diese Länder am wenigsten zu den Ursachen des Klimawandels beigetragen. Die enormen Auswirkungen für die Menschen in diesen bereits sehr armen Weltregionen sind Spiegel einer großen Ungerechtigkeit. Was deswegen besonders wichtig ist: Je stärker wir den globalen Temperaturanstieg durch die Vermeidung von Treibhausgasemissionen begrenzen, desto mehr können wir die Folgen unter Kontrolle kriegen.

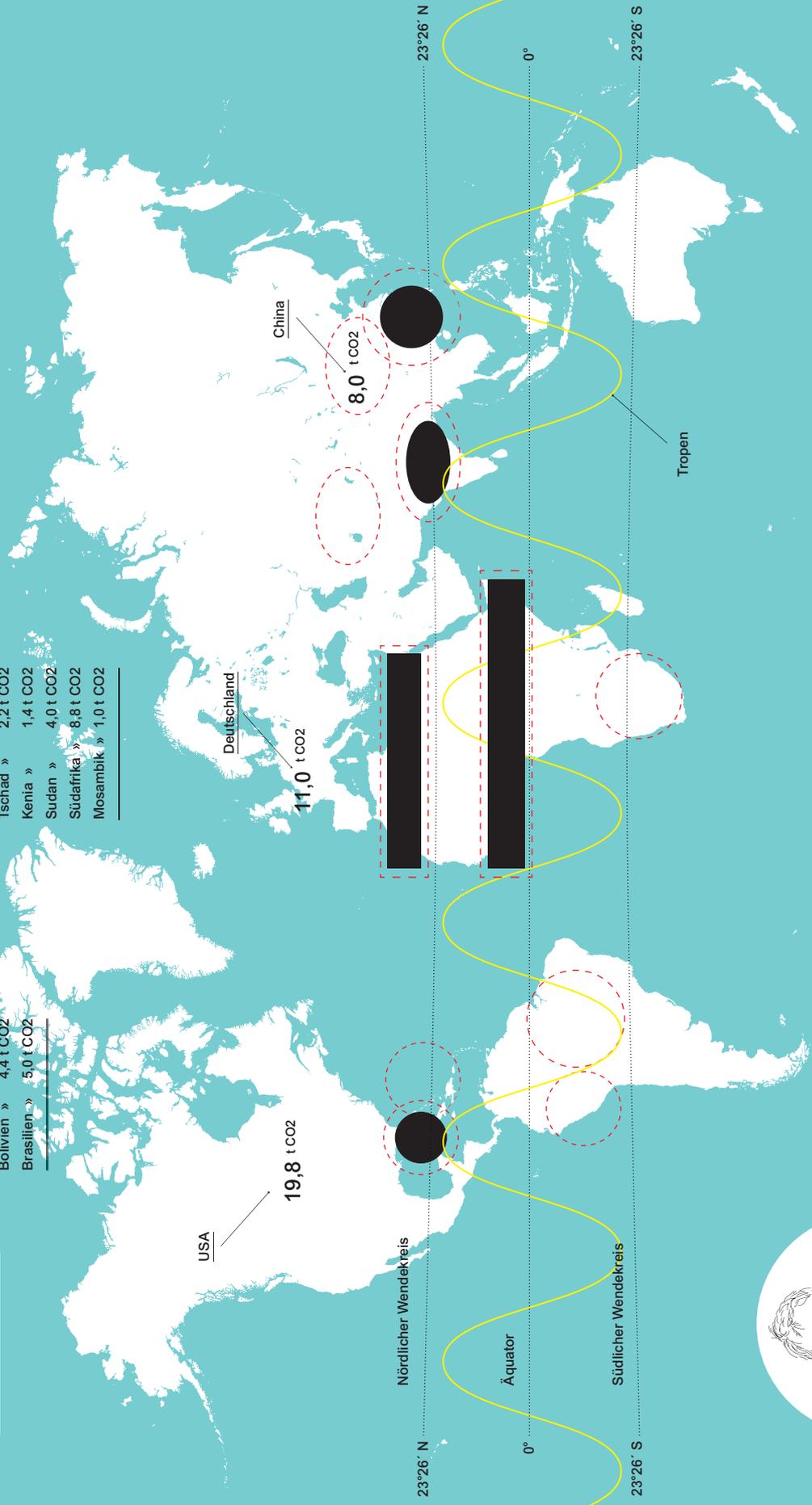
| | |
|---------------|-----------|
| Vietnam » | 3,0 t CO2 |
| Thailand » | 5,6 t CO2 |
| Philippinen » | 1,6 t CO2 |

| | |
|-----------------|-----------|
| Indien » | 2,4 t CO2 |
| Pakistan » | 1,8 t CO2 |
| Bangladesch » | 1,0 t CO2 |
| Tadschikistan » | 1,1 t CO2 |

| | |
|-------------|-----------|
| Marokko » | 2,2 t CO2 |
| Ägypten » | 3,5 t CO2 |
| Syrien » | 3,3 t CO2 |
| Äthiopien » | 1,3 t CO2 |
| Mali » | 1,9 t CO2 |
| Niger » | 1,5 t CO2 |
| Tschad » | 2,2 t CO2 |
| Kenia » | 1,4 t CO2 |
| Sudan » | 4,0 t CO2 |
| Südafrika » | 8,8 t CO2 |
| Mosambik » | 1,0 t CO2 |

| | |
|-------------|-----------|
| Honduras » | 2,5 t CO2 |
| Guatemala » | 1,5 t CO2 |
| Nicaragua » | 2,3 t CO2 |
| Haiti » | 0,7 t CO2 |
| Jamaika » | 3,2 t CO2 |
| Peru » | 3,0 t CO2 |
| Bolivien » | 4,4 t CO2 |
| Brasilien » | 5,0 t CO2 |

Die Legende zeigt einige besonders gefährdete Länder und deren jährliche CO2-Produktion im Vergleich zu Deutschland, China und den USA (siehe Karte).

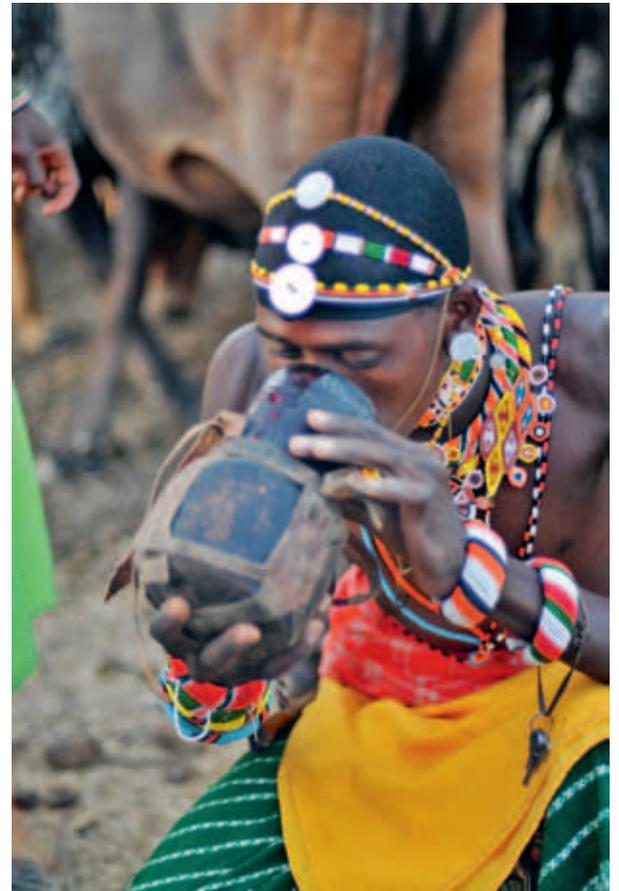


Sven Harmeling ist klimapolitischer Koordinator von CARE und setzt sich für eine gerechte Klimapolitik ein.



Heimat ist, wo die Herde grast





Kenias halbnomadische Samburu haben lange der Moderne widerstanden. Doch Klimawandel und das Vordringen des Tourismus bringen sie um ihre ökonomischen Grundlagen: Weideland und Tiere. Nun sollen sie sesshaft werden, doch daran wird ihre Gemeinschaft zerbrechen.

Von Andrea Jeska



Traditionelle Trachten: Für die eigene Identität oder nur noch für die Touristen? Die Samburu suchen ihren Weg zwischen Selbstbestimmung und Moderne.

*Nur ein mutiger Mann hat einen zerbrochenen Speer.
Ein Speer bricht nicht von alleine.
Und ein Feigling zerbricht keinen Speer.*

Hunderte von Generationen lang haben die Ältesten der Samburu dieses Sprichwort den Krieger mit auf den Weg gegeben. Und ebenso lange haben die Krieger darin gewetteifert, ihren Speer bei der Löwenjagd zu zerbrechen. Heute aber bleiben die Speere unzerbrochen. Die Löwen fürchten die Krieger nicht mehr. Auf Löwenjagd steht Gefängnisstrafe, und wer kein Feigling sein will, muss zum Verbrecher werden. Heute rezitieren die Alten ein anderes Sprichwort: Wenn die Herde kein Gras mehr findet, dann ist es das Ende der Menschen.

Im Norden von Kenia, nicht einmal zwei Stunden Flug von der Hauptstadt Nairobi entfernt, gibt es eine Welt, die wie ein letztes Stück eines verlorenen Edens erscheint. Savanne, Buschland, einige Berge, wie hingeworfen und vergessen. Über solche Winkel der Welt sagt man manchmal, dort sei die Zeit stehen geblieben. Und wer nach Samburu reist, der meint, dort sei es wirklich wahr. Einst war dieses Gebiet Kenias Northern Frontier, abgeschnitten vom südlichen Teil des Landes, weil die im Süden lebenden weißen Siedler sich vor Seuchen fürchteten, die von den Nomaden und ihren Herden aus dem Norden kommen könnten. Das war in der Blütezeit des britischen Kolonialismus, als sich die Weißen in und um Nairobi ihren Traum von Afrika bei Großwildjagd und Safari erfüllten. Die Nomaden des Nordens, die nilotischen Samburu, die mit ihren Herden umherzogen und sich der Kontrolle der Kolonialisten entzogen, galten ihnen als wild und gefährlich.

„Natürlich sind wir das auch noch immer“, sagt Josef Dukumy und zieht ein paar fürchterliche Grimassen. „Wir verbergen das nur, damit die Touristen keine Angst bekommen.“ Dann lacht er, so wie Leute lachen, die über etwas scherzen, was ihnen eigentlich bitterernst ist.

LIEDER FÜR LÖWEN

Josef, der einen schwer auszusprechenden Samburu-Namen hat und sich deshalb, wie viele junge Männer seiner Generation einen englischen Namen zugelegt hat, ist ein Krieger. Als äußeres Zeichen seines Status trägt der 23-Jährige ein Goldkettchen vor dem Kinn, das über beiden Ohren gehalten wird. Seine Arme sind mit mehreren breiten Perlenarmreifen geschmückt. Um den Hals hängen schwere Ketten aus bunten Perlen, ein Reif umspannt die Bizepsmuskeln am Oberarm, auf dem Kopf

prangt ein Federschmuck und um den Körper ist ein rotkariertes Wolltuch geschlungen. So angetan klettert er jeden Morgen in den Safarijeep und fährt durch die noch in Dunkelheit liegende Savanne, um Touristen von dem kleinen Buschflughafen Kalama abzuholen. So angetan lässt er sich von ihnen in seinem Aufzug bestaunen, schleppt ihre Koffer vom Rollfeld zum Jeep, zeigt ihnen anschließend bei einer Rundfahrt durch den Nationalpark die Tiere und Pflanzen, weist sie in das Lesen von Tierspuren ein und deckt ihnen mittags zum Lunch den Tisch mit Lebensmitteln, die er, bevor er ein Safari-Guide wurde, niemals gegessen hatte. Abends setzt er die Touristen in ihrer Lodge ab, redet ein wenig mit den anderen Krieger, die ebenso angezogen sind wie er und für die Touristen kochen, kellnern und die Wäsche waschen und kriecht dann in sein Bett in der Personalunterkunft in der Nähe der Lodge. Er, der als Kind, als Jugendlicher nie länger als fünf Wochen an einem Ort blieb, der mit den anderen Familien seiner Gemeinschaft dahin zog, wo die Tiere grasen konnten, der immer nur auf einer Kuhhaut schlief und sich mit seiner Shaka, dem karierten Umhang, zudeckte, hat nun ein Zimmer und ein Bett. Manchmal, sagt er, liege er lange wach in diesem Bett und frage sich, wie es weitergehen soll: mit den Samburu. Und mit ihm, der offiziell ein Krieger, in Wirklichkeit aber ein Angestellter sei. Der niemals seinen Speer zerbrechen wird.

Nur wenn Josef frei hat, alle drei Wochen für fünf Tage, dann tut er, was ein Samburukrieger tut: Er fährt zurück in sein Dorf in der Kalama Community und hütet die Herde. Dann schläft er wieder in der niedrigen Hütte aus Weidengeflecht und wird zum Frühstück das Blut eines zur Ader gelassenen Rindes trinken, vermischt mit Milch, und die Tiere durch die Savanne treiben, gemeinsam mit den anderen Krieger seiner Generation. Sie werden sich wieder darum streiten, wer von ihnen sein Mobiltelefon benutzen darf und er wird ihnen wieder alle Geschichten von den Weißen erzählen müssen. Manchmal kommt er auch an seinen Arbeitstagen und bringt Touristen zu ihnen. Dann tanzen die Krieger für sie und zeigen ihnen, wie man das Blut der Kuh trinkt. Manchmal nimmt er die anderen Krieger mit im Safarijeep und dann halten sie ihre Gesichter in den Fahrtwind, der ihnen den Federschmuck auf dem Kopf zersaust und die ganze Fahrt über singen sie Kriegerlieder. Lieder, die davon handeln, wie einsam ein Kriegerleben in der Weite der Savanne ist und wie schwer es ist, die Herden zu hüten, wie großartig aber die Löwenjagd ist. Und wenn ihnen die Strophen ausgehen, dann erfinden sie neue Lieder. Wie lustig die Chinesen aussehen, die nun Straßen im Samburuland bauen und wie schön es wäre, ein weißes Mädchen zu heiraten.

Nur auf den ersten Blick jener, die das landschaftliche Eden sehen, sind die Dinge im Lande der Samburu im selben Takt wie seit Jahrhunderten. Das Nomadentum war stets ökonomische Notwendigkeit für die Samburu, so wie für viele Völker weltweit, die in Tundren und Steppen leben und in deren Tradition es ist, das Bauernleben und die Feldarbeit für niedrig zu erachten. Völker, deren Überleben, aber auch deren ganze Lebensphilosophie, Weltbetrachtung und Sein an den Herden hängt. Ziegen, Rindern, Dromedaren.

PFLICHTEN FÜR DIE GEMEINSCHAFT

Und auch für die Samburu ist Heimat immer dort, wo die Tiere satt werden, wo sie Wasser finden. Ihnen zuliebe bauen sie flüchtige Häuser aus Weidenästen, verputzt mit Lehm, gedeckt mit Gras. Schnell gebaut, schnell wieder abgebaut. Drumherum legen sie einen Ring aus Dornenästen zum Schutz gegen Löwen und Leoparden. Ihre Nahrungsgewohnheiten sind auf das Ziehen, nicht das Bleiben ausgerichtet. Milch, Blut, manchmal Fleisch, und von den Briten gelernt: Tee mit Zucker. Niemals haben sie Gemüse angebaut, immer haben sie alles im Tausch gegen Fleisch erworben. Noch immer organisieren sie ihr Sozialleben nach Altersgruppen, jede mit eigenen Aufgaben und Pflichten, die nötig sind, um als Gemeinschaft weiter bestehen zu können. Die Kinder sind für das Hüten der Ziegen zuständig. Die Moran, die Krieger, sind verantwortlich für die Sicherheit des Dorfes, das Wohl der Herden. Alle 15 Jahre wird eine neue Kriegergeneration aus allen Jungen eines Dorfes zwischen zwölf und 25 Jahren gebildet. Diese werden zunächst öffentlich und ohne Betäubung beschnitten und müssen dann eine Weile im Busch verbringen. Zu den Initiationsriten gehörte, bis sie verboten wurde, auch die Löwenjagd.

So war es über Jahrhunderte, so ist es immer noch. Und doch zerbricht es. Lugongo Saigilu, mit 96 Jahren wohl einer der Ältesten unter den Samburu im Distrikt Kalama, kann schon seit über zehn Jahren nichts mehr sehen, aber erinnern an alles in seinem Leben kann er sich noch gut. Saigilu hat als junger Krieger die Herden noch dort getrieben, wo heute der Samburu Nationalpark ist. Er hat, so behauptet er, vier Löwen getötet und war schon über 20 Jahre alt, als er zum ersten Mal einen weißen Mann sah.

Saigilu erzählt, wie die großen Dürren immer häufiger wurden. Lange Trockenzeiten hatte es stets gegeben, nicht genug Gras, nicht genug Wasser für die Tiere. Großes Herdensterben. Doch immer wieder erholten sich die Samburu davon, immer wieder kamen bessere Jahre. Meist vergrößerten sie einfach den Radius, in dem sie ihre Herden trieben, drangen in das Gebiet anderer Nomaden ein im Kampf um Wasser und Gras. Manchmal, sagt Saigilu, kam es zu Auseinandersetzungen und die besten Krieger trugen den Sieg davon. 2006, im dritten Sommer nachdem Saigilu





erblindete, gab es eine große Hungersnot in Kenia. Von den internationalen Hilfslieferungen kam nichts im Land der Samburu an, sie wurden einfach vergessen. 2009 war die Dürre so schlimm, dass manche alle Tiere verloren. 2011 ging es weiter, die Kinder waren unterernährt, starben an Krankheiten. Schuld, sagt Saigilu, sei die Veränderung des Klimas. „Wir verstehen die Natur nicht mehr.“

Bis Gesetze und Verbote der Regierung auch im Land der Samburu Anwendung fanden, lösten die Krieger das Herdensterben anders: Sie hatten die Herden der anderen gestohlen, nach Hause getrieben, triumphierend und heldenhaft. Doch das ist längst verboten. 2006 ging die Regierung mit Hubschraubern und Polizeigewalt gegen die Samburu vor, angeblich, um Viehdiebe zu finden. Hauptziel aber war, die Samburu einzuschüchtern.

Nach dem Willen der Regierung sollen die Halbnomaden Kenias, sollen die Samburu, sesshaft werden. Denn das Land, auf dem die Samburu ihre Herden weiden, bringt Geld, wenn es dem Safariturismo dient und man es zu Naturschutzgebieten umwidmet. Die Regierung von Kenia will Hütten für die Samburu bauen, sie sollen Bauern werden, Gemüse anpflanzen und ihre Herden aufgeben. Und wenn nicht willig, dann mit Gewalt. 2011 kam es zu brutalen Landvertreibungen. Zwei Umweltschutzorganisationen aus den USA hatten 70 Quadratkilometer Land gekauft, um dieses in ein Naturschutzgebiet zu verwandeln. Kurz nach dem Kauf soll die kenianische Polizei, so berichten es Menschenrechtsorganisationen, Vieh getötet und Bewohner mit Waffengewalt vertrieben haben. Über 40 Tote soll es allein im Gebiet Northern Frontier gegeben haben, 11.000 Samburu wurden davon gejagt.

HEIMWEH NACH DEM BUSCH-LEBEN

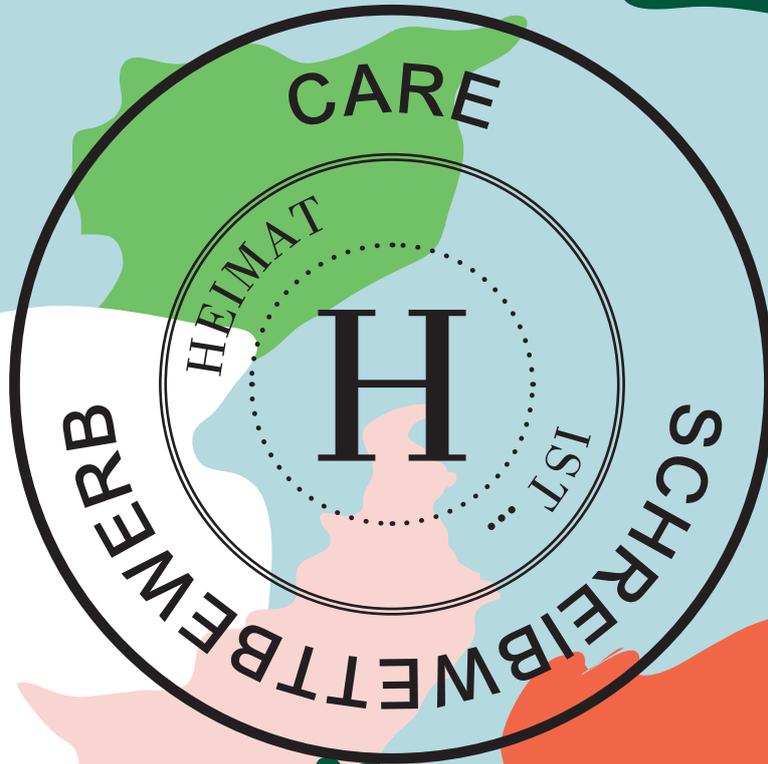
Dürren, Armut, politischer Druck und dazu das Vordringen der Moderne in Form von Straßen und Tourismus haben die ökonomischen Grundlagen der Samburu beschädigt und an den Traditionen nicht nur gekratzt, sondern sie brüchig gemacht. Wie es weiter gehen wird, kann man bereits heute an den mit den Samburu verwandten Masai sehen, deren Land schon lange an die Tourismusindustrie verhökert und deren Sozialstruktur, ebenfalls hierarchisch gegliederte Altersgruppen, zerstört wurde. Tausende Masai leben heute als Souvenirverkäufer, Schuhputzer oder Tellerwäscher in Nairobi, arm, entwurzelt und ihrer Tradition entfremdet.

Als Josef noch ein Grundschüler war und die meisten der Samburu-Kinder entweder gar nicht zur Schule gingen oder über die gesetzlich vorgeschriebene Schulzeit von sieben Jahren nicht

hinauskamen, konnte Josef es kaum erwarten, endlich auch ein Moran zu werden. Es schien ihm wie eine Zeit der großen Freiheit und der Heldentaten. Als Josef mit der Schule fertig war, hatte das Krieger-Sein schon seinen Glanz verloren, hatte man den Samburu bereits limitiertes Weideland zugewiesen, die Parks eingezäunt. Aus den jungen, durchtrainierten Männern, den Verteidigern der Gemeinschaft und den Hütern der Herden, waren perspektivlose Jugendliche geworden, die sich nicht mehr wie in alten Tagen als Krieger bewähren konnten. Statt Helden und Hüter zu sein, blieb ihnen nur das Wachen über wenige Tiere. Die meiste Zeit hingen sie herum. Josef begriff, dass er einen anderen Weg wählen musste, um die Familie zu schützen und zu ernähren: den in die Tourismusindustrie. Er ließ sich zum Naturführer ausbilden.

Wenn er heute zurückkehrt in sein Dorf, an seinen freien Tagen mit den Kriegern durch den Busch zieht, manchmal abends eine Ziege schlachtet und über dem Feuer röstet, dann merkt er bisweilen den Neid der anderen. Weil er ein Auto fahren kann. Weil er Geld verdient. Weil er Sicherheiten hat und ein Telefon. Manchmal spotten sie über ihn, er sei kein richtiger Krieger mehr, er wisse doch gar nicht mit dem Speer umzugehen. Manchmal geben sie an, erzählen, dass sie dem Gesetz getrotzt und einen Löwen getötet haben oder prahlen mit ihren Mädchen-Eroberungen. Dann zeigen sie ihm die Ketten, die die Mädchen ihnen schenkten oder spielen nach, wie der Löwe starb.

Josef würde ihnen dann gerne erzählen, wie oft er Heimweh nach dem Busch-Leben hat. Wie sehr es ihn zerreißt, dieses Hin und Her zwischen den Wegen seiner Leute und der Notwendigkeit, sich den Touristen anzudienen, um Geld nach Hause zu bringen. Die Krieger einer ganzen Generation, eines Dorfes, sollen, so wird ihnen beigebracht, für immer verbunden sein, sich gegenseitig schützen. Schon deshalb würde Josef gerne seine Sorgen darüber teilen, was aus den Samburu werden soll, dann, wenn die Dürren anhalten, sie immer weniger Weideland für ihre Herden haben, immer mehr Gebiete unter Naturschutz gestellt werden. Statt sich im Speerwerfen zu üben, eitle Wettkämpfe auszutragen, sollten sie lieber Englisch lernen, damit sie Arbeit finden an dem Tag, an dem das Nomadenleben der Samburu vorbei ist. Und statt überall und nirgends zuhause zu sein, sollten sie sich lieber an den Gedanken gewöhnen, ein Haus zu bewohnen. Das alles würde er ihnen gerne sagen, und manchmal möchte er sie schütteln, dass sie aufwachen sollen aus ihrer Krieger-Idylle und sehen, wie alles zerbricht. Aber dann schweigt er, weil er weiß, es gibt keinen Ausweg. „Wir sind die letzten, die noch im Alten verharren. Und werden die ersten sein, die ins Neue gehen müssen.“



„Heimat ist ...“

... prompt beginnt der Kopf an zu raten, begibt sich auf die Suche nach einer Vervollständigung. Mit diesem Titel rief CARE im Herbst 2015 nun bereits im dritten Jahr zu einem Schreibwettbewerb auf. Mitmachen konnten Jugendliche zwischen 14 und 24 Jahren, die Einsendungen wurden in zwei Altersgruppen eingeteilt. Den Gewinnern lockte auch dieses Jahr der Abdruck ihres Werkes in CARE affair.

Um „Heimat“ sollte es also gehen, einem Begriff, mit dem jeder etwas verbindet und der doch so schwer zu beschreiben ist. Heimat ist ein Gefühl und zugleich ein Fakt. Was bedeutet es, seine Heimat zu verlieren und wie verändert sich Heimat, wenn wir sie mit anderen teilen?

Die Vorgaben waren kurz gehalten: „Alles ist erlaubt“, solange es nicht die 1.000-Wörter-Marke sprengt. Die Freude im Haus war groß, als wir Ende Januar die Einsendungen zählten. Von der Schwierigkeit und Komplexität des Themas ließen sich die jungen Teilnehmer nicht abhalten, uns erreichten 233 Beiträge. 147 Texte aus der Altersgruppe 14-18, weitere 80 von 19-24-jährigen Teilnehmern.

Die Beiträge stammten aus nächster Nähe und weiter Ferne. Fast 40 Einsendungen erhielten wir aus dem Ausland: aus Österreich, der Schweiz und Südtirol, aber auch aus Schweden,

aus Australien und ein Text fand seinen Weg zu uns sogar aus Paraguay.

Wie schon im Vorjahr unterstützte uns Bestseller-Autorin Kerstin Gier (die „Edelstein“- und „Silber“-Trilogien), diesmal zusammen mit Fußballprofi Benjamin Hübner (FC Ingolstadt 04), dem syrischen Lehrer Basheer Alzaalan und der Journalistin und Moderatorin Lydia Herms, die Gewinnertexte zu küren. Zwischen so vielen spannenden Kurzgeschichten, Gedichten und Essays zu entscheiden war keine leichte Aufgabe. Schließlich machten Raphael Bruckner (22 Jahre) und Lena Sophie Königshofer (15 Jahre) das Rennen. Wir freuen uns sehr, ihre Beiträge hier veröffentlichen zu können.

Doch so viele Einsendungen begeisterten uns durch ihren einfühlsamen und fantasievollen Umgang mit dem Thema „Heimat“. Deshalb gibt es auch in diesem Jahr eine Sonderpublikation, in der alle Finalisten des CARE-Schreibwettbewerbs zu finden sind.



WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

LENA SOPHIE

WINNER

KÖNIGSHOFER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

Ich bin die Übriggebliebene

Von Lena Sophie Königshofer

Ich bin die Übriggebliebene.

Ein einziges Mal die Übriggebliebene sein, war immer mein Wunsch, seit ich denken kann.

Ein einziges Mal die Letzte sein, die beim Spielen gefangen wird.

Ein einziges Mal die sein, die beim Verstecken-Spielen erst ganz am Schluss entdeckt wird.

Ein einziges Mal die sein, die den Triumph nach Hause bringt.

Jetzt bin ich ein einziges Mal die, die noch steht.

Die Letzte, die Übergebliebene.

Und nun bin ich da, wo ich immer hinwollte, und fühle mich, als würde mir der Boden unter den Füßen weggezogen werden.

Denn nach allem, was in den letzten Wochen geschehen ist, frage ich mich, ob es Karma ist, dass das Universum mir gerade diesen Wunsch erfüllt hat.

Ich bin die Übriggebliebene.

Der Schmutz bleibt unvermeidlich haften. Als hätte er sich wie ein ungebetener Gast aufgedrängt, um zu bleiben, was auch passieren mag. Ich versuche, mich mit dem nassen Tuch zu reinigen, welches herumgereicht wird, aber das bringt ja doch nichts. Inzwischen ist der arme Stoff voll mit Schmutz. Wenn ich diesen nun zusätzlich in mein

geschundenes Gesicht schmiere, werden sich die ursprünglichen Erdkrümel bloß über Zuwachs freuen. Diese Freude kann ich ihnen nicht gönnen, jedenfalls nicht auf meiner Haut.

Ich gebe den ekelhaften Zuwachs, den wir hier nun wirklich nicht brauchen, weiter. Der Mann neben mir nimmt ihn so freudestrahlend auf, nicht als ob ich ihm eben einen riechenden Fetzen überreicht hätte, sondern gleich eine ganze Dusche. Er rammt seinen Ellbogen begeistert in die Seite seiner Sitznachbarin. Fürsorglich versucht er ihr Gesicht zu reinigen. Sie lächelt dankbar und schmiegt sich danach dankbar an ihn.

Oh, deswegen. Liebe. Wie ich dieses Wort begonnen habe zu verabscheuen. Liebe, in all ihren Facetten, gibt uns unheimlich große Kraft und Durchhaltevermögen. Sie treibt uns an, andere weiter anzuspornen, auch wenn man selbst nicht mehr kann. Ihretwegen gibt es für die beiden neben mir Hoffnung. Ihretwegen bin ich hier.

Ich bin die Übriggebliebene.

Der Regen hat aufgehört, auf das Zelt zu prasseln. Es wird angenehm warm. Die Stimmung hebt sich. Zumindest bei den anderen, nicht bei mir. Denn letztendlich sitze ich alleine im Gras. Ich dachte immer, wenn man ein Trauma durchleidet, ist es für jeden offen-

sichtlich. Dass es dir jede kostbare Sekunde deines Lebens nimmt, weil die Trauer dich von innen aufisst. Aber so ist es nicht. Das Leben geht einfach weiter, ohne dass irgendeiner Notiz davon nimmt.

Das ist es, was mich zerstört, innerlich und äußerlich. Die Welt dreht sich weiter, gerade so, als wäre nichts geschehen. Du dumme dumme Welt, möchte ich schreien, siehst du denn nicht, was mir widerfahren ist? Hast du nicht das Rückgrat, kurz die Zeit anzuhalten, damit ich in Ruhe trauern kann? Wer glaubst du zu sein, dir das Recht zu nehmen, dich weiterzudrehen? Aber die dumme dumme Welt hört nicht auf meine Bitte. Sie antwortet einfach nicht. Das zerbricht mich. Ein weiser kluger Mann, der einmal vor vielen Anschlägen mein Opa gewesen ist, hat mir vor unserem Aufbruch mit seiner samtweichen Stimme gesagt: „Mein mutiger Schatz, wir fliehen, weil unser Land gebrochen ist.“ Jetzt bin ich vor meiner gebrochenen Heimat geflüchtet, um mich in diesem Zelt selbst als gebrochen vorzufinden. Und wohin ist es mir nun gestattet zu fliehen?

Ich bin die übriggebliebene.

Ein junger, gewaschener, gut aussehender, freundlicher, gesunder, ambitionierter, fleißiger, engagierte Helfer geht mit einer grauen Box herum. Die

Ansammlung an positiven Adjektiven seiner Erscheinung sind unendlich. Die Fragen, warum es ihm so blendend gehen darf, und mir nicht auch. Warum? Ich sehe auf den Boden. In meinen zerschundenen Händen halte ich ihn. Den Kompass, der uns sicher an diesen Ort herführen sollte, um uns einen Neuanfang zu gewähren. Doch anscheinend hat er sich nur für einen von uns entschieden. Normalerweise fühlt man sich geschmeichelt, wenn man ausgewählt wird. Ich hingegen fühle mich hintergangen von diesem kleinen roten Metallapparat. Er hat mir so viel Schmerz gebracht, von einem solchen enormen Ausmaß, von dem ich nicht mal wusste, dass es existieren kann. Doch er ist das allerletzte Überbleibsel von meiner Familie, das ich noch habe. Darum behalte ich ihn. Der Helfer räuspert sich über mir.

Ich bin die übriggebliebene.

Ich denke gar nicht daran aufzusehen, um mir eine der neu eingetroffenen Spenden auszusuchen. Denn es gibt nun mal Wichtigeres, was man als Flüchtling braucht. Etwas, das man nicht in eine Plastiktasche packen, mit der beinhaltenden Kleidergröße markieren und anschließend im großen Stil sammeln kann. Wir brauchen Wörter und Versprechen. Hoffnung. Zuwendung. Liebe. Toleranz.

Freude. Unterstützung.

Die Gefühle veranstalten ein untragbares Durcheinander in mir. Einerseits bin ich dankbar, dass es solche wundervollen reichen Menschen gibt, die versuchen uns zu helfen. Andererseits macht mich der Gedanke an reiche, liebevolle und sichere Menschen so unglaublich wütend.

All dies veranlasst mich dazu, heulend und zitternd aus dem überfüllten Zelt zu stürmen.

Ich bin die Übriggebliebene.

Draußen an der frischen Luft lasse ich mich ins noch feuchte Gras sinken. Die Sonne kitzelt mich sanft an meinen Händen, die ich schützend vor das tränende Gesicht halte. Du gemeine fiese Sonne, möchte ich schreien, wieso berührst du mich jetzt so sanft, wo meine ganze Existenz einzustürzen droht? Du bist zu angenehm wärmend für dieses kalte Gefühl in meiner Brust!

Doch alles, was ich stammelnd herausbringe ist ein geflüstertes: „Sssohne, wieso?“

Ich bin die Übriggebliebene.

Vorsichtig nähert sich mir etwas. Ich nehme die Hände von meinem verschmier-

ten Gesicht und erkenne unter Tränen ein kleines Paar Schuhe.

Langsam hebe ich den Kopf.

Ein kleiner schmaler Junge in einer übergroßen, blauen Herrenjacke lächelt mir vorsichtig zu. Seine ausgestreckte Hand endet kurz vor meiner schmutzigen Nase.

Ich bin die Übriggebliebene.

Darin liegt die allerschönste Blume, die ich je gesehen habe. Die Blütenblätter sind von einem zarten Lila, während der Blütenkorb in einem freundlichen Gelb erstrahlt.

„Für dich“, flüstert er genauso bedächtig wie ich zuvor.

Es gibt so viele Wörter, die nicht für mich und niemanden hier gesammelt werden können.

Deshalb beginne ich mit einem eigenen. Freundschaft.

„Willst du mein kleiner Freund sein?“, frage ich ihn deshalb ohne Umschweife. Denn genau darum geht es, sich eine Heimat dort aufzubauen, wo keine vorhanden ist.

Heimat bedeutet Menschlichkeit.

Ich höre die Vögel fröhlich singen, als wollten sie mir begeistert gratulieren, während der Bub vor mir nickend lächelt. Dabei lächelt alles an ihm. Sein Mund natürlich, aber auch seine Augen, seine Grübchen neben der Nase und seine ganze Ausstrahlung.

Sogar die Blume, die auf seinen Fingern
liegt, scheint zu lächeln und zu strah-
len.

Ich bin die Ü..... ach, was ist
diese Blüte doch für eine wundervolle
Schönheit!



WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

RAPHAEL

WINNER

BRUCKNER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

WINNER

Heimat – Ein Gedanke

Von Raphael Bruckner

Bevor ich loslege, muss Eines gesagt werden: Auf meiner Fußmatte steht „Heimat“ in Blockbuchstaben geschrieben. Kein Scherz, das habe ich mir nicht ausgedacht. Heißt das jetzt aber, dass ich meine Heimat mit Füßen trete? Oder erweise ich ihr doch die höchste Ehre, indem ich der Öffentlichkeit zeige, wie sehr ich Österreich mag? Selbst meine Nachbarn, eine siebenköpfige Familie aus Afghanistan, sieht mich im Aufzug unsicher an und sagt „Hallo“, als ob sie die Situation auch nicht ganz verstehen würde.

Dabei ist die Fußmatte nicht einmal auf meinem Mist gewachsen. Mein Mitbewohner hat sie beim Baumarkt ergattert. Für 3,70€. Laut ihm ein ziemlich gutes Geschäft, und ich muss gestehen, das Preis-Leistungs-Verhältnis ist unschlagbar. Seitdem wir eingezogen sind, liegt sie vor unserer Tür und lächelt in den Gang hinein. Trotzdem lässt mich ein seltsames Gefühl nicht los, wenn ich das kratzende Geräusch unter meinen Füßen vernehme. So, als ob mir die Fußmatte insgeheim eine Frage stellen würde: „Heimat?“

Die Frage würde ich am liebsten gerne zurückwerfen. Was ist denn eigentlich Heimat; kann man das essen – schmeckt es nach Käse, Tortillas, Couscous oder Soja? Natürlich kann mir das meine Fußmatte leider nicht beantworten, und mit Nietzsches nihilistischem Ansatz, dass Heimat „nur im Tod existiert, der

uns Menschen am Ende vereinigt“, kann ich mich auch nicht ganz zufrieden geben. Also an was glauben, in einem Land, dessen zweitstärkste Partei immer wieder „die christlichen Werte“ und „den Heimatsgedanken“ zurückfordert, obwohl eigentlich niemand so genau weiß, was das bedeutet?

Wir dürfen uns nichts vormachen. Heimat ist relativ. Es ist lächerlich anzunehmen, dass alle Bewohner eines Bezirks, einer Stadt, eines Landes denselben Heimatsbegriff haben. Wo die Heimat bei einem mit der Ortstafel zu seiner Geburtsstadt anfängt, liegt ebendiese für den anderen jenseits der Tür zu seinem Lieblingsrestaurant, seiner Lieblingskneipe oder Sporthalle. Ja sogar hinter einem Bildschirm versteckt sich Heimat, oder zwischen den Zeilen eines Buches.

Heimat hat sehr viel mit Identität zu tun. Es ist, wenn man will, die ortsgebundene Identitätsvorstellung. Dabei spielt es keine große Rolle, wie weit dieser Ort von einem selbst entfernt ist, oder ob er überhaupt existiert. Manch einer kann sich in Narnia, Mitteleerde oder Hogwarts wohler fühlen als in seiner zentralgeheizten Wohnung. Oder eben in einer Welt, in der Ausländer den Heimischen ihre Jobs wegnehmen und das Blut von Neugeborenen trinken. Aber wir wollen ja nicht allzu politisch werden.

Amin Maalouf schreibt in seinem 1998 erschienen Buch „Mörderische Identitäten“, dass jede Identität als Ganzes aus unzähligen, ineinander verwobenen Zugehörigkeiten besteht. Diese werden laufend ergänzt, gewichtet und speisen sich aus allen Erfahrungen, die wir als Person gemacht haben. Unser Musikgeschmack, Kleidungsstil, Sozialverhalten, unsere Einschlafgewohnheiten oder Abneigungen und Ängste. Allen voran jedoch die Sprache, mit der wir aufgewachsen sind, und jene, die wir ständig verwenden. Maalouf sieht Sprache als wesentliches Identitätsmerkmal an. Und ich glaube, er hat recht.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass er Französisch spricht. Er selbst ist im Libanon christlich erzogen worden - also in einem Land, das eigentlich muslimisch geprägt ist - und lebt jetzt in Frankreich. Es ist nicht sein Exil, sondern seine „Herzens-Heimat“. Nichtsdestotrotz sind ihm durch seine konfliktgeladenen Zugehörigkeiten auch einige Schwierigkeiten begegnet. Oft rang er mit sich, um „unter dem Blick der Anderen“ nicht zu ersticken, die seine gesamte Identität meist nur auf eine einzige Zugehörigkeit reduzieren wollten. Nämlich auf seinen Migrationshintergrund. „Als was fühlst du dich denn wirklich?“, fragten sie ihn immerzu, ja sogar ohne böse Absichten. „Franzose oder Libanese?“

Warum ich das hier so ausführe, hat einen ganz einfachen Grund: Ich selbst bin zweisprachig aufgewachsen, mit der französischen Sprache zu Hause und der deutschen außerhalb. Meine Mutter kommt aus der Westschweiz. Die Frage nach der Zugehörigkeit ist für mich nicht fremd, und sie ist auch unweigerlich mit meinem Heimatsbegriff verbunden. Hier gibt es zwei Traditionen, die in meinem Inneren wie ein warmer und ein kalter Luftstrom zueinander wirken.

Die deutsche Tradition, die in unserem kollektiven Gedächtnis herumwirrt, ist die des territorialen Heimatsbegriffs. Heimat ist Land. Ich lebe da, wo meine Heimat liegt - das ist das Motto, das unsere Stämme seit jeher verfolgt. „Verteidigt unsere Heimat!“ heißt: „Verteidigt unsere Landesgrenzen!“. Irgendwie hat die Forderung also einen pragmatischen Beigeschmack.

Die französische Tradition hingegen definiert Heimat durch die Ausübung der Sprache. Wer Französisch spricht, ist auch Franzose. Dabei ist es ziemlich egal, aus welchem Land man kommt. Ich denke da an Martinique, Réunion, Guadeloupe - Überseeländer eben. „Verteidigt unsere Heimat!“ heißt in Frankreich: „Verteidigt vor allem die französische Sprache!“. Nicht umsonst nervt die Académie française massenhaft Schulklassen mit übersetzten Anglizismen und Wortschöpfungen, um ja das

Französische vor ausländischem Einfluss zu schützen.

Was soll ich also tun mit diesen gegensätzlichen Kräften, die mir vorschreiben wollen, wie meine Heimat auszusehen hat? Genau. Ich schieße sie in den Wind. Zumindest teilweise.

Ich bin in Wien geboren und habe auch keine Lust hier wegzuziehen. Ich spreche auch lieber Deutsch als Französisch, weil es einfach leichter für mich ist, auf diese Weise zu kommunizieren. Macht mich das jetzt weniger zum Schweizer und mehr zum Österreicher? Habe ich von nun an kein Recht mehr darauf, Lausanne, die Stadt meiner Mutter und Großeltern, mit der ich viel Positives verbinde, Heimat zu nennen?

Mein Heimatsgefühl liegt – entgegen der französischen Tradition – nicht im Sprachgebrauch. Ich fühle mich weder den alteingesessenen Wienern zugehörig, die im Dialekt einen vor schwarzem Humor tiefenden Schmah reißen können, noch meinen Schweizerdeutschen Kommilitonen, deren Akzent mir manchmal wie Klingonisch vorkommt. Ich fühle mich genauso wenig tirolerisch, bayerisch, alemannisch oder friesisch. Und das Berliner „isch“ habe ich auch noch nie besonders gemocht.

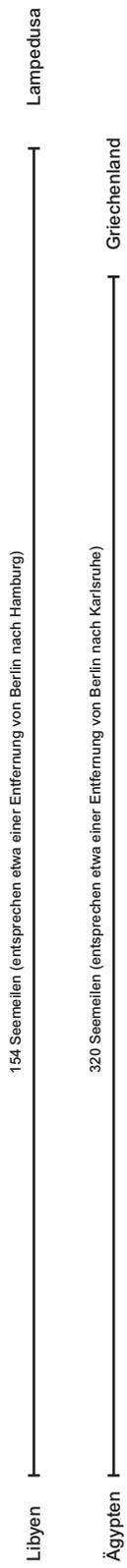
Ich habe einmal mit meinem urwienerischen Vater darüber gesprochen. „My home is my castle“, sagt er dann immer la-

chend und meint damit ironisch sein Haus in Schottland, wo er und meine Mutter später einmal ihre Pension verbringen wollen. „Warum gerade dort?“, habe ich ihn gefragt. Und er hat geantwortet: „Wir mögen die Landschaft und die Ruhe. Es gibt Vieles, das uns indirekt mit dem Ort verbindet. Und wir haben dort einen Freundeskreis gefunden, der uns wie eine Familie willkommen heißt.“ Je schlechter seine Witze mit der Zeit werden, desto eher denke ich, dass er doch auf ein Körnchen Wahrheit gebissen hat.

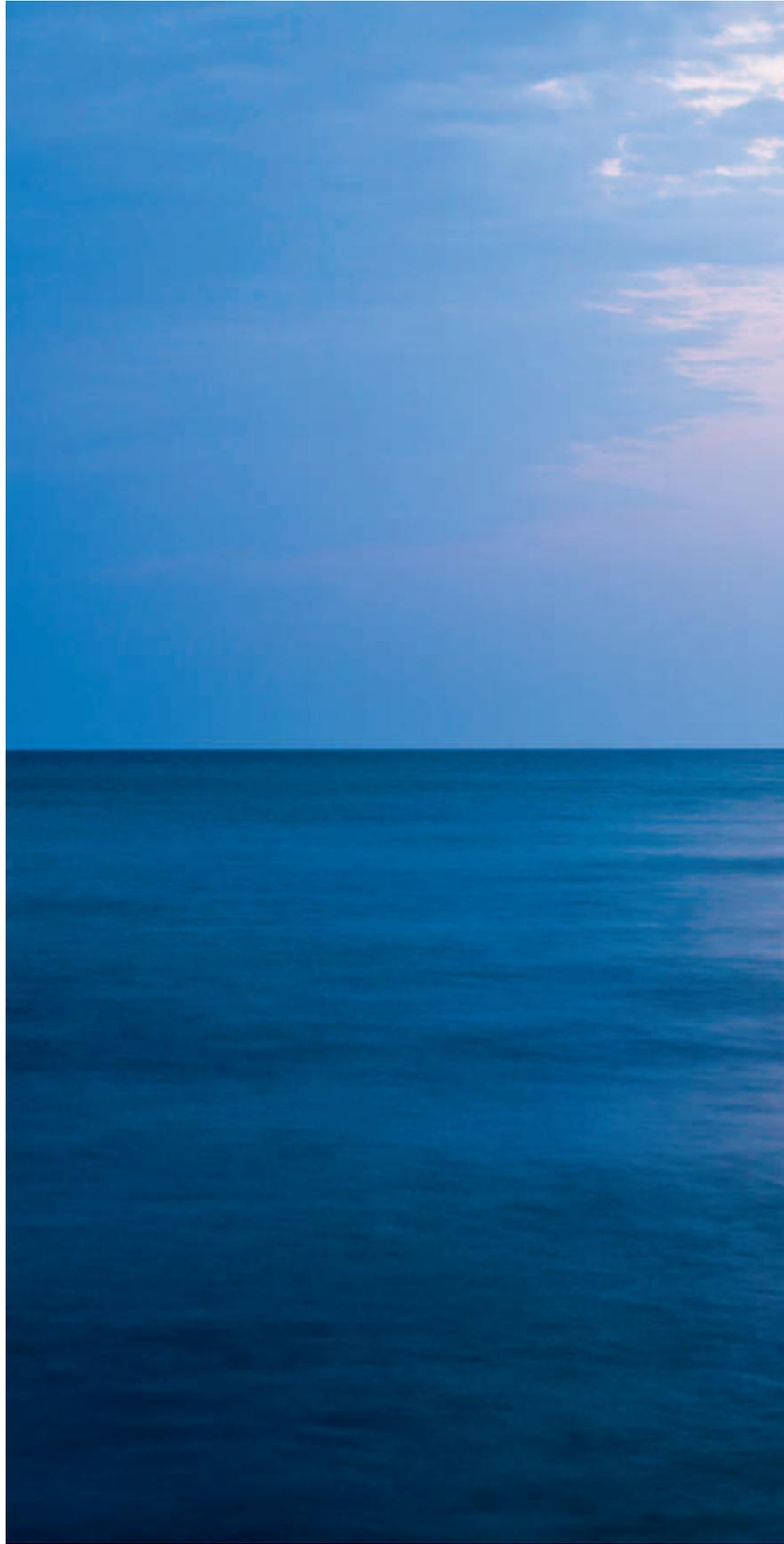
Ich glaube, ich bin bereit es zu sagen: Heimat liegt für mich nicht in territorialen Gegebenheiten und äußert sich auch nicht durch eine Sprache, die sich mit der Zeit verändert. Ich werde nicht derjenige sein, der über einen Grenzzaun streitet oder jemanden geringschätzt, weil er ein „R“ anders ausspricht. Vielleicht ist meine Heimat tatsächlich nur jene meiner eigenen vier Wände. Meines eigenen engen Freundes- und Familienkreises, der mich mit offenen Armen empfängt, wenn ich gerade zufällig in der Gegend bin.

Das Echo der Zuneigung – daran will ich glauben und an die Kraft, mehr zu produzieren, als die zwei Hälften, die eine Welt kennzeichnen. In der Pädagogik nennt man das „einen echten Mehrwert erschaffen“, und in diesem Mehrwert liegt für mich der eigentliche Sinn von Heimat.





Fotografie: © Lucinda Devlin: Lake Huron, 8-31-2012, 6-47am, 2012, Courtesy Galerie m Bochum





Meer

das

Über

Mit Syrern auf der
Flucht nach Europa.
Eine Reportage.

von Wolfgang Bauer

*(erschieden in edition subrkamp,
2014, Auszüge)*

Der Strand II

„Lauft, ihr Hurensöhne!“,
ruft der Bursche, dem noch kein Bart wächst und der mit dem Stock auf uns eindrischt.

„Lauft!“

Der Strand ist flach und sandig. Als wir ihn endlich erreichen, bekommen wir den Befehl, uns auf den Boden zu legen. Die Treiber teilen uns in drei Gruppen zu je zwanzig Flüchtlingen auf, dazwischen jeweils einige Meter Abstand. Hussan ist so unbeweglich, dass er sich nicht schnell genug niederknien kann, sein Bruder zieht ihn an seiner Jacke nach unten.

Der Strand ist der gefährlichste Abschnitt auf der Flucht nach Europa. Der Strand zieht Aasfresser an. An ihm begegnen sich Räuber des Landes und des Meeres. In diesem Moment sind wir am verwundbarsten. Flüchtlinge werden am Strand oft von Banditen überfallen, verprügelt und ausgeplündert. Manchmal sind es auch die Schmuggler, die, unzufrieden mit ihren Provisionen, ihre Passagiere gleich selbst ausrauben. Die Küstenwache kann zudem jederzeit auftauchen, vom Wasser her oder vom Land, mit Hunden. Mächtige Fabriken hüllen die Gegend in gleißendes Licht. Die Bucht von Abukir. Einer der größten ägyptischen Industriehäfen. Hinter uns, auf der Festlandseite, strahlt es infernalisch in Rot und Orange und Gelb. Das Meer vor uns ist erleuchtet von den Signallampen der auf Reede liegenden Frachtschiffe. Rauch in grellen Farben zieht über unsere Köpfe hinweg.

„Du Vater aller Waisen“, ruft Alaa im Überschwang aufs Wasser hinaus. Amar spricht mit seiner Frau. „Wir sind am Meer“, sagt er im Sand liegend, „ich weiß nicht, wie lange ich noch telefonieren kann. Wenn du nichts mehr hörst, haben wir es geschafft.“ Tatsächlich rasen zwei Motorboote auf uns zu. Die jungen Männer unter den Flüchtlingen laufen als Erste los, greifen nach dem Rumpf des vorderen Bootes, versuchen, sich hinaufzuhangeln, fallen herab und versuchen es erneut. Amar bleibt zurück, ist wie gelähmt, er hat Angst vor Menschenmengen, will als Letzter einsteigen, aber die Letzten werden oft am Strand zurückgelassen. Zum Glück entdeckt uns die Besatzung des zweiten Bootes. Bis zur Brust müssen wir ins Wasser waten, um den Kahn zu erreichen. Ich drücke den dicken Rabea hinauf, während einer von oben zieht, dann wird mir eine Hand entgegengestreckt, ich ergreife sie, sie reißt mich hoch, schleift mich übers Deck, wo Amar bereits atemlos liegt. Neben uns hockt Bissan, das Mädchen mit Diabetes. Sie sieht zum Ufer und heult und schreit. Ihre Stimme kippt und übertönt sogar den Motor.

Ihre Mutter steht in den Wellen, in ihrem schwarzen Hidschab. Sie hebt die Arme aus dem Wasser. Sie ruft dem Boot hinterher, das die Männer bereits in Richtung Meer lenken. Der Rucksack mit den Insulinspritzen treibt in der Brandung, eine Welle hat ihn Bissan aus der Hand gerissen. Oft werden Familien beim Einschiffen getrennt. Immer wieder erreichen Kinder Italien ohne ihre Eltern. Einmal auf dem Schiff gibt es kein Zurück. Der Bildhauer, der zuletzt zu uns in die Wohnung gezogen ist, hat ihnen versprochen, Bissan durch die Brandung zu tragen. Weil er wochenlang bei der Familie gelebt hat. Weil er als einer

von ganz wenigen eine Schwimmweste besitzt. Doch dann hat er das Mädchen einfach ins Wasser gesetzt. Er riskiert ihren Tod, um selbst einen Platz im ersten Boot zu ergattern.

Die Besatzung des zweiten Bootes hat sie an Bord geholt, aber sie haben die Mutter vergessen.

Das Kind schreit auf dem Deck so laut, dass die Männer umkehren, fluchend, die Mutter heraufziehen, das Insulin mit einem Stock aus dem Wasser fischen. Den Rucksack, der dem Mädchen das Leben bedeutet, drücken sie ihr ruppig in den Arm.

Dann jagen wir aufs Meer hinaus, Gischt fegt über uns hinweg. Wir hören, wie der Kiel aufs Wasser klatscht und wie das Mädchen immer noch schreit, völlig außer sich. Die Schmuggler brüllen es an, Mutter und Schwester reden beruhigend auf es ein. Amar rutscht an Bissan heran und fragt: „Hast du Angst?“ „Nein“, sagt sie, allmählich ruhiger werdend, „ich darf keine Angst haben. Wenn ich Angst habe, tötet mich der Zuckerschock.“

Die Küste wird langsam zu einem schmalen Saum am Horizont. Das Boot ist nicht ganz voll, wir sind nur zu neun, am Strand haben sich alle auf das erste gestürzt. Ein Crew-Mitglied hält am Bug Ausschau, einer sitzt am Motor, neben ihm steht der Anführer aufrecht am Ruder, hält Kurs aufs offene Meer, doch bald flucht er in sein Handy.

„Wo ist der Hurensohn jetzt?!“, ruft er den anderen zu.

Er versucht vergeblich, den Kapitän des Mutterschiffes zu erreichen. „Er hat gesagt, er sei in fünfzehn Minuten auf seiner Position!“ Doch mit einem Mal beginnt der Außenbordmotor zu stottern, er röchelt, spuckt Wasser und erstirbt. Mit einem Mal ist es um uns herum sehr still.

Die Flüchtlinge schauen auf die Crew. Die Männer werfen den Anker aus, versuchen, den Motor erneut zu starten, ziehen den Anlasser, sie ziehen und ziehen. Der Anführer öffnet die Motorluke, ein anderer ruft den Kapitän des ersten Motorbootes an, das lange parallel zu uns fuhr, uns schließlich überholte und im Dunkeln verschwand. Er solle seine Passagiere absetzen und dann umkehren, um uns zu bergen.

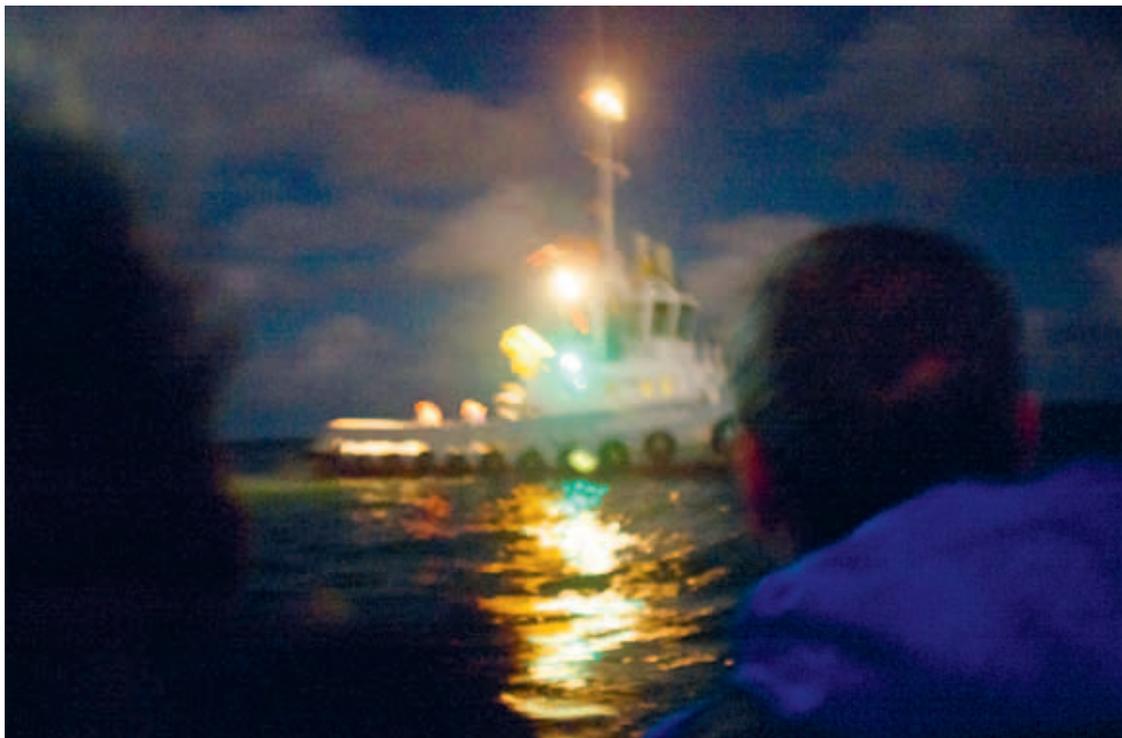
Dann springt der Motor plötzlich an.

Wieder jagt das Boot über Wellenkämme. Der Mann, der am Bug den Ausguck macht, sagt, er habe das Mutterschiff entdeckt. Höchstens fünf Minuten noch, dann seien wir in internationalen Gewässern, wo uns der ägyptische Küstenschutz nichts mehr anhaben könne. Einer der Schmuggler geht übers Boot und verlangt, wir sollen ihm alle ägyptischen Pfund geben. „Die braucht ihr ja sowieso nicht mehr.“

„Das ist es!“, zeigt er kurz darauf auf die vielen Lichter im Meer. Irgendwo dort sei das Mutterschiff. Amar liegt auf dem Rücken, die Hände hinterm Kopf, und sieht sanft lächelnd in den Himmel. Er hat vor der Abfahrt eine doppelte Dosis Xanax genommen. Rabea lacht, reckt die Fäuste, klopft Amar auf die Schenkel, er strahlt. Wir denken zum ersten Mal: Wir haben es geschafft. Uns Reportern geht es ähnlich, wir können unsere Gefühle kaum noch von denen der Flüchtlinge trennen. Italien ist zum Greifen nahe, Schweden, Deutschland, das neue Leben, die Träume, seit Monaten zurechtgelegt – als das Boot auf eine Insel zudreht und die Schleuser uns von Bord stoßen.

oben: Syrische Flüchtlinge verstecken sich auf der vor Alexandria gelegenen Insel Nelson Island. unten: Eine Gruppe syrischer Flüchtlinge blickt dem überfüllten Schmugglerboot nach, das vom Ufer der kleinen Insel absetzt.





unten: Syrische Flüchtlinge, die von der ägyptischen Marine auf Nelson Island in Haft genommen wurden. oben: Anas Abduldayem (links) wurde von der ägyptischen Marine festgenommen, als er versuchte, Ägypten illegal zu verlassen.

Einer nach dem anderen fallen wir ins Wasser.

„Ich weiß nicht, was mit uns passiert, Rolanda“, sagt Amar wenig später am Telefon zu seiner Frau, zum Glück ist das Handy nicht nass geworden. „Wir sind auf einer Insel. Die Schiffe sind weg. Ich weiß nicht, was die planen.“

Die Passagiere des ersten Motorbootes wurden ebenfalls hier abgesetzt, wir treffen wieder auf Alaa und Hussan und Asus. Ihnen wurde von der Crew gesagt, die Boote würden uns gleich wieder abholen. In Gruppen lassen wir uns auf einer Hügelkuppe nieder. Die meisten beben vor Kälte, sind durchnässt und dem Wind ausgesetzt. Alaa packt große Plastiktüten aus, legt sich auf das Buschwerk, das hier überall wächst, zieht sich die Tüte bis zur Brust über die Beine und seinen Bauch. Amar macht es ihm nach, zieht dazu noch die Kapuze ins Gesicht, sodass von ihm nur noch der Mund sichtbar bleibt. Ruhelos beharrt er Abu Hassan, den Schmugglerkönig, mit Anrufen. Der verspricht Amar, dass er neue Boote schicken wird.

Der Name der Insel ist Nelson Island, wie wir später erfahren. Ein hundert mal dreihundert Meter kleines Eiland. Hier hat der britische Admiral Nelson 1798 die französische Flotte unter Napoleon geschlagen. Als der Vollmond hinter den Wolken hervortritt, leuchten die Sandfelder in einem unwirklichen silbernen Licht. Als sei diese Insel nicht Erde und nicht Himmel. Eine Zwischenwelt, allem enthoben. Fast hat man beim Gehen das Gefühl, der Boden könne zerbrechen wie Glas.

Noch einmal kommen die Schmuggler, dieses Mal mit einem etwas größeren Boot. Alle Passagiere stürmen jetzt wieder voran, rennen ins Wasser, ohne viel Rücksicht aufeinander, stoßen sich vom schlammigen Grund ab, hängen sich an die Reling, alle gleichzeitig, alle auf derselben Seite, sodass das Boot in der Brandung zu kentern droht. Die Crew wehrt sich mit Stockschlägen, prügelt auf die Verzweifelten ein, um nicht selber unterzugehen. Amar bleibt mit der Familie von Bissan am Strand zurück, erneut seine Angst vor den Menschenmassen. Das Boot rast schwer beladen in Richtung offenes Meer, kehrt allerdings sogleich zurück. Wir am Strand verstehen nicht sofort, was passiert. Irgendetwas scheint schiefzulaufen.

Da sehen wir zwei Schnellboote der Küstenwache hinter dem Boot der Schmuggler. Zwei Schatten mit rot blinkenden Aufbauten. Die Flüchtlinge werden von den Schmugglern in die Brandung geworfen, getreten, geschlagen, Gepäck treibt im Wasser, wir laufen wieder vom Meer weg auf die Insel, in der verrückten Hoffnung, uns dort verstecken zu können.

„Es ist vorbei, oder?“, flüstert Amar mir in einem tiefen Graben zu, in dem wir uns mit vier anderen verbergen.

Gruppe für Gruppe zwingen uns die Soldaten aus unseren Löchern. Immer wieder wurden in der Vergangenheit Flüchtlinge bei der Verhaftung erschossen. Einige von uns verstecken sich hinter Felsen in der Brandung, bis es ihnen zu kalt wird und sie aufgeben. Die Familie von Bissan drückt sich in eine Bodenkuhle. Andere hatten nur Zeit, sich flach auf den Boden zu legen. Die Soldaten durchkämmen das Eiland mit Scheinwerfern. Sie nähern sich auch unserem Versteck, sie rufen, dass wir hervorkommen sollen.

Ich klettere mit Amar aus dem Graben, mit hoch erhobenen Händen, eblendet durch das Licht, wir gehen langsam auf sie zu, da feuern sie plötzlich aus zwei, drei Schnellfeuergehwehren Warnschüsse mit scharfer Munition. Wir fallen auf die Knie, sie brüllen Kom-

mandos, die ich nicht verstehe, Amar, der sonst immer übersetzt, ist erstarrt, sie zwingen uns in eine Reihe, die Köpfe nach unten gebeugt, Demutshaltung. Die Ausweispapiere, sofern wir welche haben, müssen wir auf unsere Köpfe legen. Einzelnen treten sie mit Stiefeln in den Rücken.

So endet der Traum dieser Nacht.

„Habt ihr etwa geglaubt, ihr wärt schon auf Sizilien?“, lacht der Offizier auf dem Kommandoschiff, das uns zurück in den Hafen fährt. Er ist mit sich zufrieden. Er wird einen Bonus oder eine Belobigung bekommen.

S. 67 – 68

Der Abschied II

Das Meer liegt schwarz hinter dem Fenster von Platz 8A. Die Maschine der Turkish Airlines hat Alexandria kurz vor Mitternacht verlassen. Mein Abschiebeflug.

Die Handschellen sind Stanislav Krupar und mir erspart geblieben. Polizisten brachten uns aus unserer Zelle im Gefängnis in eine Zelle im Flughafen. Auf einer Kartonunterlage lag ein zierlicher Junge aus Bangladesch auf dem Boden, der wie wir auf seine Abschiebung wartete. Er zitterte am ganzen Körper, an irgendeiner Infektion erkrankt. Unsere Papiere händigte man uns am Abflug-Gate aus. In Sekundenschnelle haben diese Papiere aus uns andere Menschen gemacht. Von Häftlingen, die wir bis eben waren, verwandeln wir uns in Privilegierte mit Vielflieger-Status. Zu Bewohnern des Elysiums, das Europa heißt. Bewegten wir uns bis eben nur auf wenigen Quadratmetern, steht uns die Welt jetzt wieder offen. Ich halte in meiner Hand den bordeauxroten Pass, in dessen Schutzkartonage „Europäische Union“ eingestanzt ist. In Gold.

Sanft abgedämpfte Lichtschienen leiten uns hinein in die Maschine, die von heiterer Musik erfüllt ist. Die Luft ist parfümiert. Das Lachen eleganter Stewardessen begrüßt uns. „Wollen Sie Tee oder Kaffee?“ Alle Strukturen, die uns bisher am Passieren der Grenze hinderten, unterstützen uns jetzt, locken uns sogar mit Werbeplakaten und Schnäppchenpreisen. Alles, was uns vormals aufhielt, dient nun dazu, uns so rasch wie möglich an unser Ziel zu bringen. Nach dem Start presse ich meine Wange ans Bullauge. Ich bin sehr müde. Schau lange aufs Meer. Ich sehe unter mir diese vielen kleinen Lichtpunkte, die Fischerboote sind. Eines davon ist vielleicht jenes Schiff, das wir vergeblich zu erreichen versuchten. Das Mittelmeer, das für so viele unüberwindbar ist, das für so viele den Tod bedeutet, überqueren wir dösend und ganz mühelos – für mich in dieser Nacht ein zutiefst obszönes Gefühl.

Wir kehren in unsere Heimat zurück, Stanislav nach Prag, ich nach Reutlingen in Süddeutschland. Doch wir bleiben mit unseren ehemaligen Mitflüchtlingen in Kontakt.

Amar, Alaa und Hussan haben das Schlimmste noch nicht hinter sich. Der wahre Albtraum steht ihnen erst noch bevor.

Die Krise in Nahost, die die Menschen übers Meer nach Europa treibt, verschlimmert sich in den nächsten Wochen. Die alten Kriege werden blutiger, und neue Kriege lodern auf.

Meine Heimat ist die Welt

*Von Heike Thiele,
Referatsleiterin im Auswärtigen Amt*

Zu Weihnachten sind unsere Kinder zu Besuch gekommen, wir haben sogar die Silvesternacht gemeinsam verbracht und sind gemütlich im Neuen Jahr gelandet. Sie fragen sich jetzt vielleicht „Na und? Was ist daran so toll und was hat das alles mit Heimat zu tun?“. Unsere Kinder sind nicht mehr klein. Sie sind erwachsen, leben in Frankreich und an der Ostsee.

Weihnachten ist für uns so ein Fest mit Heimatgeruch, an dem wird nicht gerüttelt, an dem trifft sich die „Kern“-Familie, egal in welchem Land auf der Welt. Und wir leiden alle, wenn wir das nicht schaffen.

Ich arbeite seit 24 Jahren im Auswärtigen Amt und habe seit meinem Dienstantritt 1992 mehr Zeit im Ausland verbracht als in Deutschland. Unsere Kinder waren ein und fünf Jahre alt, als wir das erste Mal ins Ausland versetzt wurden. Wir waren an fünf verschiedenen Orten der Welt „auf Posten“ und sind selbst in Deutschland dreimal umgezogen.

Wie fühlt sich das an, wenn man so häufig den Wohnort wechselt? Ist Deutschland dann überhaupt noch unsere Heimat?

Für Berufsnomaden wie uns – das gilt sicher gleichermaßen für Entwicklungshelfer, Wirtschaftsfachkräfte und entsandtes Personal deutscher Schulen und Kulturmittler – ist es wichtig, richtig anzukommen, so schnell wie möglich die neue Umgebung zu erkunden, die Familie zusammenzuhalten und ein Zuhause-Gefühl auch im Ausland aufzubauen, zu dem neue und alte Freunde ebenso gehören wie ein Alltagsrhythmus, mit dem man sich wohlfühlt.

Der Gedanke an Heimat – Wo komme ich her? Ist mir das wichtig? – spielt dort zunächst keine prioritäre Rolle. Er kommt ei-

gentlich erst zum Tragen, wenn man beginnt, sich an dem neuen Ort zu verwurzeln, neuen Halt und ein neues Netzwerk zu schaffen. Oft ist es so, dass man sich mit dem jeweiligen neuen Ort, seinen Menschen, seiner Kultur, Regeln und Traditionen sehr viel stärker auseinandersetzt als mit dem eigenen Heimatland. Um sich in einem neuen Umfeld einordnen zu können – und vielleicht auch, um ein Stück von sich selbst dort zu hinterlassen –, wird jedoch auch der Gedanke an die eigene Heimat plötzlich wichtig. Dann besinnt man sich auf Traditionen, Rezepte, Bilder, Gerüche – wie auf bekannte Ankerpunkte, die gleichzeitig für Zuhause und Heimat stehen. Auch Weihnachten gehört dazu. Aber auch Werte, die man selbst von Familie, Freunden, beim Schulbesuch und Spracherwerb mitbekommen hat, also beim Heranwachsen, und die man ganz selbstverständlich lebt, weil sie ein Stück Heimat bedeuten. Manche der eigenen Verhaltensweisen fallen anderen auf, wenn man das Umfeld wechselt. Manche der Verhaltensweisen der anderen fallen uns auf, einfach weil sie von dem uns Vertrauten abweichen. Die Pflege der Tradition und die Erinnerung an das Vertraute machen für uns immer klar: „Da gehören wir hin, das gehört für uns zu diesem Gefühl Heimat.“

EIN ZUHAUSE „TO GO“

Im diplomatischen Dienst ist der Aufenthalt nicht auf Dauer angelegt, wir wechseln alle drei bis vier Jahre unsere Posten. Im Grunde hat man den Zeitraum der Abreise schon bei der ersten Ankunft im Blick. Man lässt sich bewusst ein auf das viele Neue, weil es hilft, sich einzuleben und auch die eigene Arbeit in den neuen Rahmen zu stellen. Und gerade im diplomatischen Dienst geht es darum, unser Land gut zu vertreten, für unser Land, seine Verdienste und seine Attraktivität zu werben. Das lässt einen schon von Anfang an anders auf das Gastland reagieren als dies für jemanden wäre, der für sich beschließt auszuwandern und sich dauerhaft an einem anderen Ort der Welt niederzulassen. Unser Job bringt es mit sich, unsere Heimat in den Vordergrund zu stellen. Es geht nicht so sehr darum, eine neue Heimat zu finden, wohl aber überall ein neues Zuhause zu gründen. Quasi ein „Zuhause to go“, mit dem man sich durch die Welt bewegt.

Im Rückblick auf Kinshasa, Brazzaville, Sanaa, Niamey und Caracas – Orte, an denen ich mehr als zwölf Jahre meines Lebens verbracht habe – würde ich sagen, dass ich dort überall ein Zuhause hatte, aber mein Herz keine zweite Heimat gefunden hat.

Es gibt aber zwei Punkte, die mich in diesem Exkurs über Heimat in der Fremde noch umtreiben: Was mir über die Jahre auffällt, ist die Tatsache, dass wir von allen unseren Posten „draußen“

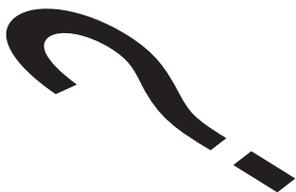
immer ganz selbstverständlich etwas mitgebracht haben – Geschichten, Fotos, Gerüche, Kochrezepte, kleine Gesten, Worte, Bücher, Musik und Souvenirs – und damit unser Heimatgefühl in Deutschland verändern. Es waren vor allem die Freunde an den verschiedenen Orten, die uns ihr Land nahe gebracht haben, die uns ihre Heimat vermittelt und damit geschenkt haben. Wie ich heute meine Heimat Deutschland sehe, hat sich verändert durch die Zeit im Ausland, durch das Leben in Afrika, dem Nahen Osten und in Lateinamerika. Ich selbst habe mich verändert durch das Leben in anderen Kulturen. Und unsere Familie ist geprägt durch die Erfahrungen, die wir gemeinsam zwar in schwierigen Ländern gemacht haben, aber eben auch von Erlebnissen, die sich in Deutschland so nie ergeben hätten.

Für unsere Kinder, insbesondere unseren Ältesten, waren die vielen Jahre im Ausland in jeder Hinsicht außergewöhnlich. Er hat sich zum Zeitpunkt des Erwachsenseins bewusst für ein Leben in Frankreich entschieden, nicht nur, weil seine Freundin dort lebt, sondern auch, weil er durch seine Jahre in verschiedenen französischen Auslandsschulen einen engen Bezug zu Frankreich hat. Er ist für seine Freunde in Toulouse „der Deutsche“, empfindet aber Deutschland gar nicht als seine einzige Heimat. Dinge, die das Attribut deutsch tragen, bedeuten ihm nicht viel – außer vielleicht deutsches Werkzeug. Er ist viel unterwegs, reist und lebt in Ländern, in denen wir als Eltern noch nicht waren. Er lässt sich prägen durch die Aufenthalte in der Fremde. Und er vermisst das, was ihm andere als Heimat antragen wollen, nicht. Ob ihm das später einmal fehlt, ist schwer vorherzusagen, denn irgendwie gehört man ja an einen Ort, nicht nur physisch. Oder? Es war vielleicht der Zeitpunkt, als wir zum ersten Mal ins Ausland gingen, da war unser Sohn in einem Alter, in dem man viel lernt und aufnimmt und sich durch das Neue begeistern lässt. Ob wir als Eltern einen Fehler gemacht haben, ihn quasi zu entführen und ihm die Möglichkeit zu nehmen, eine Verbundenheit zu einer Stadt oder Region in Deutschland, also: seiner Heimat, zu entwickeln? Deutschland war für ihn das Urlaubsland, nicht das Herkunftsland. Für ihn ist es weniger diese Heimat-Beziehung zu einem Land, das ihm nicht sehr vertraut ist, als die Beziehung zu den hier lebenden Menschen – von den Großeltern bis zu unseren alten Nachbarn. Für ihn sind wir als Familie der sichere Hafen, in den er zurückkehrt, wenn er ihn vermisst. Statt einem bestimmten Ort ist die Familie die Heimat, und wo Familie, wo Freunde sind, da ist auch die Heimat. Und deshalb sehen wir uns jedes Jahr (mindestens) zu Weihnachten, egal wo, um dieses Stückchen gemeinsame Heimat zu pflegen. Nicht ausufernd, mit viel Glimmer, sondern um Zeit zu teilen und über unsere Jahre im Ausland zu sprechen.



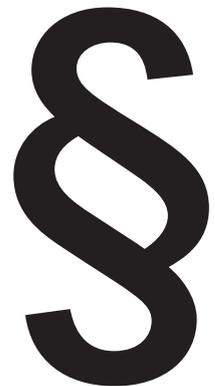
Wer ist eigentlich ein Flüchtling?

Die Genfer Flüchtlingskonvention von 1951 legt fest, wer rechtlich als Flüchtling gilt, welchen Schutz, welche Hilfe und welche Rechte er oder sie erhalten soll. Artikel 1 der Genfer Flüchtlingskonvention definiert einen Flüchtling als Person, die sich aus der begründeten Furcht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung außerhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt oder in dem sie ihren ständigen Wohnsitz hat. Sie kann den Schutz ihres Landes nicht in Anspruch nehmen oder aus Furcht vor Verfolgung nicht dorthin zurückkehren. Nur Zivilisten sind Flüchtlinge. Wer bewaffnete Aktionen fortsetzt, sobald er in einem Land Asyl erhalten hat, gilt nicht als Flüchtling. Das Gleiche gilt für Personen, die an Kriegsverbrechen beteiligt waren oder die Menschenrechte verletzt haben. Die Verfolgung eines Menschen kann durch verschiedene Akteure – den Staat, Rebellen oder andere Gruppierungen – passieren. Ein Flüchtling ist die Person dann, wenn ihr Heimatstaat sie vor dieser Verfolgung nicht schützen kann oder will. Wenn jemand allerdings vor Armut, Naturkatastrophen oder Perspektivlosigkeit flieht, bekommt er im Regelfall keinen Flüchtlingsstatus und Schutz.



Warum werden Flüchtlinge so explizit geschützt?

Mehr als 50 Millionen Menschen starben während des Zweiten Weltkrieges, etwa 60 Millionen verloren ihre Heimat. Um sicherzustellen, dass solches Leid nicht noch einmal passiert, wurden direkt nach Ende des Krieges die Vereinten Nationen gegründet. Ihre Aufgabe ist es, den Weltfrieden zu sichern sowie das Völkerrecht und die Menschenrechte zu bewahren. Die Funktion des Hohen Kommissars für Flüchtlinge der Vereinten Nationen und seines Hilfswerkes (United Nations High Commissioner for Refugees, kurz UNHCR) wurde 1951 geschaffen, um Flüchtlinge weltweit zu schützen und zu unterstützen. Um nicht nur europäische, sondern Flüchtlinge aus allen Staaten der Welt in diesem Schutz einzuschließen, wurde 1967 die Genfer Flüchtlingskonvention, die die rechtliche Grundlage der Arbeit des UNHCR ist, erweitert. Bis heute ist die Genfer Flüchtlingskonvention das wichtigste internationale Dokument für den Schutz von Flüchtlingen.



Was genau steht denn in der Genfer Flüchtlingskonvention?



Sie definiert, wer als Flüchtling gilt, welche Rechte dadurch entstehen, verpflichtet die Vertragsparteien, die Menschenrechte von Flüchtlingen zu wahren und niemanden in ein Land zurückzuschicken, in dem er von Verfolgung bedroht ist. Insgesamt haben 147 von 193 Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen – unter ihnen auch Deutschland – die Konvention unterzeichnet. Aber einige Staaten, die viele Flüchtlinge in ihrem Land beherbergen, wie etwa Pakistan, Jordanien oder Bangladesch, haben die Konvention nicht unterzeichnet. In diesen Staaten ist der Schutz von Flüchtlingen nicht sichergestellt. Häufig werden sie nur vorübergehend geduldet, in geschlossenen Camps untergebracht und haben in vielen Fällen keinen Zugang zu den in der Genfer Flüchtlingskonvention verbürgten Rechten, wie etwa dem Zugang zu Bildung, medizinischer Versorgung oder Sozialleistungen.

Kleiner Fragenkatalog zum Flüchtlingsrecht

Von

Johanna Mitscherlich



Und was ist der Unterschied zu einem Migranten oder Binnenflüchtling?

Ein Migrant verlässt seine Heimat üblicherweise freiwillig, um seine Lebensbedingungen zu verbessern. Häufig sind in der Realität die Gründe, warum ein Mensch ein Land verlässt, jedoch vielfältig. Wenn Menschen ihr Land etwa wegen extremer Armut oder Klimaveränderungen verlassen müssen, werden sie von der internationalen Staatengemeinschaft in der Regel nicht als schutzrelevant anerkannt. Neuseeland hat 2014 allerdings erstmals den Klimawandel als Asylgrund für eine Familie aus dem Pazifik-Staat Tuvalu akzeptiert.

Während ein Flüchtling sich außerhalb seines Heimatstaates befindet und dafür eine internationale Grenze überquert haben muss, befindet sich ein Binnenvertriebener in anderen Teilen seines eigenen Landes auf der Flucht. Binnenflüchtlinge werden von keinem universellen völkerrechtlichen Vertrag geschützt. Nur in Afrika gibt es hierzu ein verbindliches, rechtliches Instrument: die Kampala-Konvention. Sie ist ein zwischenstaatliches Abkommen, das Vertreibung vorbeugen, und Flüchtlinge im eigenen Land schützen sowie ihre Wiedereingliederung ermöglichen soll. Die meisten Binnenflüchtlinge leben in Syrien, Kolumbien und im Irak.

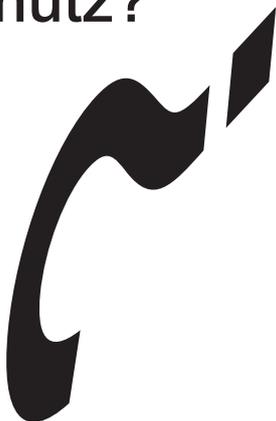


Wie viele Menschen sind weltweit auf der Flucht?



Weltweit waren 2015 mehr als 60 Millionen Menschen auf der Flucht – so viele wie noch nie zuvor. Einer von 122 Menschen musste demnach seine Heimat verlassen. Davon sind der größte Teil – 34 Millionen Menschen – Binnenvertriebene. Fast 90 Prozent aller Flüchtlinge bleiben in ihrer Herkunftsregion und fliehen in Nachbarstaaten. Häufig, weil sie auf eine baldige Rückkehr hoffen, aber auch, weil finanzielle Mittel und Möglichkeiten zur Weiterflucht fehlen. Damit tragen Länder, die an Konfliktzonen angrenzen, die größte Last und Verantwortung bei der Aufnahme von Flüchtlingen. Viele von ihnen sind selbst wirtschaftlich weniger entwickelte Länder. Die Mehrzahl der Flüchtlinge kam 2015 aus Syrien, Afghanistan und Somalia. Die Türkei, Pakistan und Libanon sind die Länder, die am meisten Flüchtlinge aufnehmen.

Wie bekommt ein Flüchtling in Deutschland humanitären Schutz?

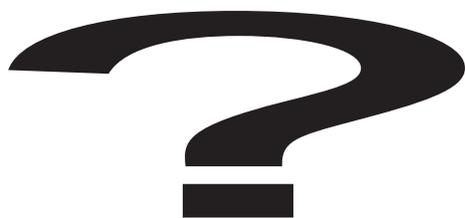


In Deutschland ist das Asylverfahren die bekannteste Form, um humanitären Schutz zu bekommen. Dabei müssen Menschen mit ihren eigenen finanziellen Mitteln in die Bundesrepublik einreisen. Der Antrag auf Asyl kann nur auf deutschem Territorium gestellt werden. Häufig setzen sich Flüchtlinge deshalb großen Gefahren aus, etwa, wenn sie das Mittelmeer überqueren. Wenn der Antrag gestellt wird, muss der Schutzsuchende seine individuelle Verfolgung glaubhaft darstellen. Wenn jemand Asyl erhält, kann er zunächst drei Jahre lang in Deutschland bleiben. Fallen die Fluchtursachen weg – etwa, weil der Konflikt im Heimatland endet – kann der Schutzstatus widerrufen werden. Anders als in vielen anderen Staaten ist das Recht auf Asyl in Deutschland nicht nur durch die Genfer Flüchtlingskonvention gewährt. Das Recht auf Asyl ist Teil des deutschen Grundgesetzes und hat damit Verfassungsrang. Nach Artikel 16a des Grundgesetzes genießen in Deutschland alle politisch Verfolgten Asyl. Es ist das einzige Grundrecht, das nur Ausländern zusteht. Es gibt noch einige Ausnahmeregelungen, nach denen ein Flüchtling zumindest zeitweise in Deutschland bleiben kann, etwa, wenn ihm in seinem Heimatland Folter oder die Todesstrafe drohen oder er an einer schweren Krankheit leidet. Letztlich ist immer der Einzelfall maßgeblich für die Entscheidung.



**WER ENTSCHEIDET, WER
EIN FLÜCHTLING IST?**

Jeder Staat hat das Recht zu entscheiden, wer sich in seinem Gebiet aufhalten kann und Schutz erhält. Die Regierung legt den rechtlichen Status und die Rechte einer Person innerhalb der Rechtsordnung ihres Staates fest. Allerdings ist diese Souveränität der Staaten durch das internationale Flüchtlingsrecht und die Menschenrechte eingeschränkt. Als Asylberechtigter oder Flüchtling wird in Deutschland nach Artikel 16a des Grundgesetzes anerkannt, wer in seinem Herkunftsland durch den Staat politisch verfolgt wird. Als Flüchtling wird in Deutschland nach europäischem Recht, basierend auf der Genfer Flüchtlingskonvention, ein Mensch anerkannt, wenn sein Leben oder die Freiheit in seinem Herkunftsland aufgrund seiner ethnischen Zugehörigkeit, Religion, Nationalität oder seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe bedroht ist.



**Was bedeuten
„Kontingente“
und „Resettle-
ment“?**

Manche Flüchtlinge kommen über sogenannte „Kontingente“ nach Deutschland. Sie bekommen in ihrer Herkunftsregion ein Visum und können sich dann für eine festgelegte Zeit in Deutschland aufhalten. „Kontingente“ werden vor allem bei größeren Flüchtlingskrisen wie etwa aktuell für Syrien vereinbart. Auch beim „Resettlement“, also Programmen zur Neuansiedlung, werden schutzbedürftige Personen, die bereits in einem anderen Staat geflohen sind, in Drittländer umgesiedelt. Meistens sollen so Nachbarstaaten mit großen Flüchtlingszahlen entlastet werden. Die Aufnahme beim „Resettlement“ ist in der Regel dauerhaft. Durch diese Aufnahmeprogramme müssen Flüchtlinge keine großen Geldsummen aufbringen und unter Lebensgefahr selbst in ein sicheres Land reisen. Viele Staaten – auch Deutschland – finanzieren zudem Schutzprogramme in den Nachbarstaaten der Herkunftsländer. Ein Großteil der syrischen Flüchtlinge beispielsweise lebt in angrenzenden Staaten wie Jordanien, Libanon oder in der Türkei. Die Unterbringung in den Nachbarstaaten ist häufig kostengünstiger – so kann letztlich auch einer größeren Zahl an Flüchtlingen geholfen werden.

Ein Neuanfang zu Hause

Von Mariam Darwich Baarini und
Ninja Taprogge



Mariam wurde 1985 im Libanon geboren. Als sie vier Monate alt war, floh sie mit ihren Eltern nach Deutschland. Vor zwölf Jahren ließ sie ihre Familie in Dortmund zurück, um sich ein Leben im Libanon aufzubauen. Sie heiratete und bekam zwei Töchter. Heute lebt Mariam in Scheidung und arbeitet als humanitäre Helferin für CARE.



Es gibt nur eine Libanesin in meiner Familie und die bin ich. Manchmal fühlt sich das seltsam an. Sogar Freunde, die mich schon sehr lange kennen, wundern sich immer wieder darüber, wie es dazu kam. Ich fange mal von vorne an: Als ich vier Monate alt war, mussten meine Eltern ihr Heimatland verlassen. Damals herrschte schon seit einigen Jahren Bürgerkrieg im Libanon. Mitte der 1980er Jahre spitzte sich die Lage für meine Familie zu: Mein Vater wurde plötzlich politisch verfolgt. Für meine Eltern gab es deshalb nur einen Ausweg: die Flucht. Sie entschieden sich kurzerhand nach Deutschland zu gehen, weil schon zwei meiner Onkel dort lebten.

Unsere Flucht war sehr beschwerlich. Wenn ich mich an die Erzählungen meiner Eltern erinnere, denke ich an die vielen syrischen Flüchtlinge, die heute in der Hoffnung auf Sicherheit in klapprigen Booten über das Mittelmeer fahren. Meine Eltern und ich legten damals eine ähnliche Route zurück. Die Sorge meiner Mutter war groß. Doch unsere Geschichte ist bei Weitem nicht mit dem Leid zu vergleichen, das tausende syrische Flüchtlinge zurzeit auf dem gefährlichen Weg nach Europa erfahren. Dennoch haben wir eines mit den Menschen gemeinsam, die im Herbst 2015 an Deutschlands Bahnhöfen Halt machten: Wir wurden mit offenen Armen empfangen.

Meine Eltern und ich kamen im Mai 1985 in Nordrhein-Westfalen an und meldeten uns gleich am ersten Tag bei der zuständigen Einwanderungsbehörde. Anders als heute waren wir damals eine von sehr wenigen Flüchtlingsfamilien, die Asyl beantragten, allein unser Besuch beim Amt erweckte mediales Aufsehen. Journalisten aus der Region kamen vorbei, um meine Eltern bei ihren ersten Schritten in Deutschland zu begleiten, sie berichteten über uns und halfen mit Essen, Kleidung und einem Dach über dem Kopf. Während meine Eltern auf unsere Aufenthaltserlaubnis warteten, erhielten sie finanzielle Unterstützung von der deutschen Bundesregierung. Die Sozialhilfe sicherte ihr Überleben. Trotzdem war es nicht immer einfach, weil das Geld für ein Leben, wie meine Eltern es vor Ausbruch des Krieges gewohnt waren, nicht ausreichte und mein Vater, obwohl er arbeiten wollte, kein Recht dazu hatte. Erst als meine Eltern offiziell im Land bleiben durften und eine Arbeitserlaubnis erhielten, verbesserte sich ihre Situation. Von da an verkaufte mein Vater jeden Samstag und Sonntag Uhren auf dem Flohmarkt. Sein Geschäft ging gut, irgendwann konnte er dann ein Haus für uns mieten, heute gehört ihm sogar eine eigene Firma.

Mittlerweile besitzen mein Vater, meine Mutter und meine Geschwister, die in Deutschland geboren wurden, dort arbeiten oder studieren, einen deutschen Pass. Noch bevor meine Eltern die deutsche Staatsbürgerschaft erhielten, kehrte ich Deutschland den Rücken zu, deshalb bin ich heute die Einzige aus meiner Familie, die keine deutschen Papiere besitzt. Vor über 20 Jahren ging ich für mein Studium in den Libanon und bin seither nicht mehr zurückge-

kehrt. Obwohl ich mit der deutschen Kultur und ihren Werten viel Positives verbinde, meine gesamte Kindheit in Dortmund verbrachte und als Jugendliche begann, die Welt von dort aus kennen und lieben zu lernen, gibt es auch negative Erinnerungen an meine alte Heimat, die sich tief in mein Gedächtnis eingegraben haben.

BITTERER STREIT UM DAS KOPFTUCH

Den Tag, an dem ich zum ersten Mal mit meinem Kopftuch in die Schule ging, werde ich nie vergessen. Damals war ich sechs Jahre alt und besuchte schon eine ganze Weile die erste Klasse. Als ich den Schulhof betrat, spürte ich Blicke im Rücken, die mir bis dahin fremd waren. Menschen aus meiner vertrauten Umgebung sahen mich plötzlich mit anderen Augen an. Mitschüler fingen an, mich mit Worten und Gesten zu beschimpfen, sogar Lehrer lachten mich aus. Meine Klassenlehrerin ging noch einen Schritt weiter, sie nahm mir das Kopftuch ab und steckte es in ihre Schultasche. Ich selbst wollte das Kopftuch nicht tragen. Doch spätestens als mein Vater mit Polizeiaufgebot im Lehrerzimmer stand, wurde mir klar, dass ich es nicht mehr ablegen würde. Außer meiner marokkanischen Freundin und mir trug keine andere Schülerin Kopftuch. Damals habe ich viele Freunde verloren. Plötzlich war ich nicht mehr überall willkommen, auch außerhalb der Schule bereitete mir das Tragen des Kopftuches Probleme: Obwohl ich noch ein kleines Mädchen war, gab es Menschen, die mich öffentlich als Terroristin beschimpften, auch meine Mutter hatte damit zu kämpfen.

Seit ein paar Jahren scheint das anders zu sein: Meine Schwestern haben mir davon berichtet, dass viele Menschen in Deutschland offener mit Traditionen unserer Religion umgehen. Wenn ich Fotos von syrischen Flüchtlingen in den Medien sehe, erscheint es mir, als hätten große Teile der deutschen Gesellschaft ihr Herz für die arabische Welt geöffnet. Als Beweis für eine Veränderung dient vielleicht auch ein Foto, das mir meine Schwester vor ein paar Jahren schickte. Es zeigt eine ihrer deutschen Freundinnen, die ein Kopftuch trägt. Als ich begann mein Kopftuch zu tragen, wäre das undenkbar gewesen. Vielleicht bin ich deshalb an meinen Geburtsort Tripoli zurückgekehrt, weil es neben all den glücklichen Momenten eben auch solche Schwierigkeiten gab.

Im Libanon kann ich gut leben, auch wenn ich das Gefühl habe, am Rande der Gesellschaft zu stehen. Ein Teil von mir ist in Deutschland geblieben. Aber ich fühle mich wohl, weil meine Töchter hier sind und ich schnell nach meinem Studium Zugang zum Arbeitsmarkt finden konnte, obwohl es schon damals große

wirtschaftliche und politische Schwierigkeiten zu bewältigen galt. Durch den Ausbruch der Syrienkrise vor über fünf Jahren ist die Situation innerhalb des Landes noch instabiler geworden. Auf der Suche nach Sicherheit sind mehr als eine Million Menschen aus Syrien in den Libanon geflohen. Jeder vierte Bewohner des Libanons ist mittlerweile syrischer Flüchtling. Deshalb steht der Libanon heute vor neuen, großen Herausforderungen: Gastgemeinden haben Probleme mit der Wasserversorgung und Unterbringung von Flüchtlingen, Sozialdienste sind ebenso überlastet wie Ärzte und Krankenhäuser.

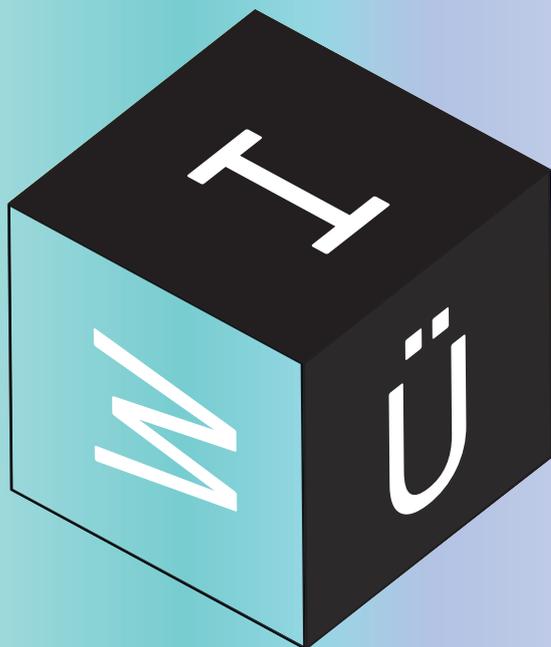
NUN HELFE ICH SELBST FLÜCHTLINGEN

Obwohl es viel internationale Solidarität und Unterstützung für Betroffene der Syrienkrise gibt, reicht die finanzielle Hilfe nicht aus. Als humanitäre HelferIn erlebe ich täglich, was fehlendes Geld für syrische Flüchtlinge bedeutet: nur eine Mahlzeit am Tag, tropfende Zimmerdecken und Nachtlager auf hartem Betonboden. Jeden Tag schaue ich in leere, von unbeschreiblichem Leid erfüllte Augen. Das Einzige, was mich beruhigt ist, dass ich gemeinsam mit meinen Kollegen von CARE dafür sorgen kann, dass wenigstens ein Teil der Flüchtlinge, die im Libanon leben, über die Runden kommen. Seit Beginn der Krise haben wir mehr als 120.000 Menschen mit Bargeldhilfen unterstützt, CARE-Pakete mit Nahrungsmitteln und warmer Kleidung verteilt sowie lebensnotwendige Informationen weitergeben. Verletzte erhielten medizinische Hilfe, Schwangere brachten ihre Kinder in Krankenhäusern sicher zur Welt und Betroffene sexualisierter Gewalt fanden Schutz und psychosoziale Betreuung.

Wenn ich syrische Flüchtlinge zu Beginn des Konfliktes fragte, wo sie sich im nächsten Jahr sehen, gab es nur eine Antwort: In Syrien. Auch meine Eltern hatten vor über 30 Jahren fest vor, zurück in den Libanon zu gehen. Doch je länger eine Krise dauert, desto mehr schwindet die Hoffnung darauf, eines Tages zurückzukehren. Wenn ich meine Frage heute wiederhole, erzählen mir Flüchtlinge von ihren Träumen, ein besseres Leben in Europa oder Nordamerika zu führen. Trotz großer kultureller Unterschiede sehen viele keinen anderen Ausweg mehr, als zu gehen. Auch wenn ich keine Erinnerung an meine Flucht habe, weiß ich, wie es sich anfühlt, in einer Gesellschaft zu leben, ohne sich zugehörig zu fühlen. Das habe ich gleich zweimal erlebt: in Deutschland und im Libanon. Ich weiß, dass ich nicht jeder Flüchtlingsfamilie helfen kann, aber ich kann sie willkommen heißen und alles dafür tun, dass sie sich im Libanon wohlfühlen. Und ich kann noch eines: Ich kann ihnen zeigen, dass es sich lohnt, neu anzufangen.

Dalton-Prinzip

Aya,



Herr Nasrallah

und das

Von Thomas Knoll

Eigentlich gehören Besuche in Schulklassen zu unserem Arbeitsalltag bei CARE, aber diesmal waren wir ein wenig aufgeregt. Denn zum ersten Mal waren wir in einer Willkommensklasse eingeladen. Erst seit vier Wochen bestand die neu zusammengewürfelte Schülergruppe aus Jugendlichen mit Flucht- oder Migrationsgeschichte an der Bonner Marie-Kahle-Gesamtschule.

Rund 300.000 neue Schülerinnen und Schüler aus dem Ausland mussten 2015 in den deutschen Schulbetrieb integriert werden. Da Bildung in Deutschland weitgehend den Landesregierungen unterstellt ist, gehen die Bundesländer diese Herausforderung recht unterschiedlich an. In Berlin gibt es bereits seit 2010 erste Willkommensklassen, in Bayern wurden hingegen die sogenannten „Ü-Klassen“ eingeführt. In anderen Regionen ist von „Integrationsklassen“ oder „Auffangklassen“ die Rede. So unterschiedlich die Herangehensweisen und Bezeichnungen auch sind, sie alle verfolgen dasselbe Ziel: Schülerinnen und Schülern mit Flucht- oder Migrationsgeschichte soll der Einstieg in das deutsche Schulsystem erleichtert werden, damit sie später in die Regelschulen wechseln können.

MAN VERSTEHT SICH – IN VIELEN SPRACHEN

So auch in der Marie-Kahle-Schule: 14 Jugendliche im Alter von elf bis 17 Jahren zählt die dortige Willkommensklasse. Das Lernangebot konzentriert sich zunächst im Wesentlichen auf die Kernfächer Deutsch, Englisch und Mathematik. Auch die Schülerinnen und Schüler haben die Bedeutung der deutschen Sprache längst erkannt und verinnerlicht. „Ich dachte, es sei einfacher, Deutsch zu lernen, aber es

braucht sehr viel Zeit. Ich denke, die anderen Schüler können unserer Klasse helfen, schneller Deutsch zu lernen. Und ich hoffe, dass ich Deutsch sehr schnell lernen kann, um in einer normalen Klasse weiter zu lernen“, berichtet die 16-jährige Aya aus Syrien.

Auf die erste Überraschung in der Willkommensklasse wurden wir bereits vor unserem Besuch von der Schulleiterin Sabine Kreutzer vorbereitet. Zwar stammt etwas mehr als die Hälfte der Jugendlichen aus dem vom Bürgerkrieg zerstörten Syrien, die Gruppe hat aber auch Jungen und Mädchen aus der Mongolei, Panama, Ecuador und China aufgenommen. Sechs verschiedene Länder sind in der Gruppe vertreten. Auch wenn sie aus völlig unterschiedlichen Gründen nach Deutschland kamen, stehen sie doch vor derselben Herausforderung, sich möglichst schnell in einer fremden Umgebung, Kultur und einer neuen Sprache zurechtzufinden.

Ob und wie schnell dies gelingt, hängt von vielen Faktoren ab; die Bonner Marie-Kahle-Schule hat dafür aber hervorragende Rahmenbedingungen geschaffen. Hier wird nach dem sogenannten „Dalton-Prinzip“ gelernt. Ein Drittel der Schulstunden sind „Dalton-Stunden“, in denen die Kinder und Jugendlichen in freier Gestaltung an Projekten und Aufgabenstellungen arbeiten. Sie bilden dazu jahrgangsübergreifend Arbeitsgruppen, entscheiden selbst, wann und wo sie welche Projekte bearbeiten und haben Unterstützung von verschiedenen Lehrern. Durch diese Herangehensweise werden Kinder und Jugendliche individuell gefördert – das kommt auch den neuen Schülerinnen und Schülern in der Willkommensklasse zugute. „In der Daltonzeit arbeiten die ‚Neuen‘ an der Sache, die für sie gerade ‚dran‘ ist, alle im eigenen Tempo, alle mit der Unter-

stützung, die sie gerade brauchen. Das heißt, dass jeder und jede etwas anderes macht. So wird das Verschiedensein zum Normalfall. Nur eines haben alle gemeinsam: Wir tragen Verantwortung für unseren Lernerfolg“, beschreibt die Schulleiterin Sabine Kreutzer das „Dalton-Konzept“. Darüber hinaus hat die Schule soziale Verantwortung und ehrenamtliches Engagement im Leitbild der Schule verankert. Nach dem „Buddy-Prinzip“ sind die Älteren Mentoren für ihre jüngeren Mitschüler. Außerdem gibt es bereits seit 2012 an der Schule den CARE-Profilkurs. Diese Gruppe beschäftigt sich mit Themen wie dem Fairen Handel oder Nahrungsmittelgerechtigkeit und startet Spendenaktionen für Hilfs- und Entwicklungsprojekte. „Mit dem Bürgerkrieg in Syrien hat sich der CARE-Profilkurs besonders intensiv beschäftigt, darum fungieren seine Mitglieder auch als besondere Ansprechpartner für die neuen Mitschüler“, so Yasmin Awan, die den CARE-Profilkurs leitet. Damit möchte man der Gefahr entgegenwirken, die Willkommensklasse zu stark von der Schülerschaft abzukoppeln. Diese Befürchtung stellte sich allerdings als unbegründet heraus, so Sabine Kreutzer: „In den ersten Tagen standen etliche Klassen vor dem Klassenzimmer der Willkommensklasse, um sie zu begrüßen, wir mussten die Begeisterung geradezu bremsen.“ Schließlich gilt es, das richtige Maß zwischen Willkommenskultur und Normalität zu finden.

SPRACHWIRRWARR

Bei unserem Besuch unterstützt uns der CARE-Profilkurs. Schon beim Apfelspiel zum gegenseitigen Kennenlernen – in gemischten Zweierteams erarbeiten die Schüler die Besonderheiten ihres Ap-

fels und müssen ihn anschließend wiedererkennen – zeigt sich, dass sich einige bereits gut kennengelernt haben. Hafsa, Schülerin der 9. Klasse, und Aya sind schon Freundinnen geworden. „Es fing an dem Tag an, als die Flüchtlinge an unsere Schule kamen, da sah ich sie und hab sie angelächelt. Tag für Tag habe ich sie immer nur angelächelt, doch nach der Berlinfahrt zum CARE-Jubiläum habe ich mich getraut, sie anzusprechen. So fing unsere Freundschaft an. In den Pausen bin ich immer in ihre Klasse gegangen, so habe ich auch die anderen Schüler ihrer Klasse kennengelernt. Ich habe sie auch schon zu Hause besucht und durfte ihre Familie kennenlernen. Am Anfang war es schwer mit ihr zu kommunizieren, da sie Arabisch sprach und ich Deutsch. Aber jetzt helfe ich ihr mit der deutschen Sprache und sie mir mit der arabischen.“ So ist für Hafsa selbstverständlich, dass sie auch während ihres Berufspraktikums immer mal wieder in die Schule kommt und ihre neu gewonnenen Freunde besucht, um sich zu erkundigen, wie es ihnen geht.

Um die Jugendlichen besser kennenzulernen, haben wir Fragen mitgebracht, die wir in drei Sprachen auf Kärtchen geschrieben haben. Zum Glück ist Basheer Alzaalan dabei. Der junge Syrer ist selbst geflohen, lebt seit einigen Monaten in Deutschland und engagiert sich bei CARE. Hier springt er ständig zwischen Deutsch, Englisch und Arabisch hin und her, damit wirklich alle alles mitbekommen. Wir möchten wissen, ob sich ihre Vorstellungen von Deutschland bestätigt haben. „Ich dachte, Deutschland sei ein ganz normales Land, aber es ist wirklich besonders schön, und die Menschen sind sehr nett“, meint Mahmood, der 16 Jahre alt ist und aus Syrien kommt. Die Freund-

lichkeit und Hilfsbereitschaft der Menschen in ihrer neuen Heimat betonen die Jugendlichen immer wieder. „Alle hier sind meine Freunde. Die Deutschen helfen allen, egal woher sie kommen und welche Religion sie haben. Sie behandeln uns wie Menschen“, findet Celina aus China.

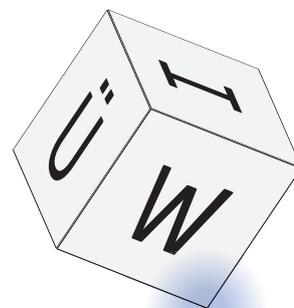
Begeistert sind die Jugendlichen vor allem von Herrn Nasrallah, ihrem Klassenlehrer. „Ich hatte gehofft, die Schule besuchen zu können und einen guten Lehrer zu haben. Jetzt habe ich sogar einen besonders tollen Lehrer bekommen!“, freute sich der 15-jährige Mohammed aus Syrien. „Herr Nasrallah ist ein Glücksfall für die Klasse, er hatte sich initiativ an der Marie-Kahle-Schule beworben“, erzählt die Schulleiterin. Er kam als Kind mit seiner Familie aus dem Libanon nach Deutschland. Herr Nasrallah, Lehrer für Latein und Geschichte, qualifiziert sich nun neben dem Beruf noch für „Deutsch als Zweitsprache“. Die Herausforderung, parallel in mehreren Sprachen zu arbeiten, meistert die Gruppe unter anderem, indem die Schüler im Unterricht Übersetzungs-Apps verwenden. Als zweite große Hürde neben der Sprache nennt Herr Nasrallah die teilweise sehr unterschiedlichen Unterrichtsmethoden, die die Schülerinnen und Schüler aus ihrer jeweiligen Heimat gewohnt sind.

AUF DEM BESTEN WEG

Bei aller Gastfreundschaft stoßen die Jugendlichen aber auch auf große Schwierigkeiten und Probleme. Die 16-jährige Aya aus Syrien berichtet: „In Syrien habe ich einen Realschulabschluss gemacht. Ich hatte sehr viel dafür gearbeitet und richtig gute Noten bekommen. Nun habe ich Sorge, dass alles umsonst war und ich von vor-

ne anfangen muss.“ So wie Aya geht es unzähligen Schülerinnen und Schülern, Studierenden und Arbeitssuchenden aus dem Ausland. Sie alle kämpfen um die Anerkennung ihrer Leistungen, Qualifikationen und Abschlüsse.

Dennoch beenden wir unseren Besuch mit dem Eindruck, dass die Jungen und Mädchen der Willkommensklasse auf dem besten Weg sind, ihren Platz zu finden. Die meisten sind schon draußen auf dem Pausenhof, als uns Mohammad und seine beiden Geschwister Rayan und Ahmad Pizzaschnitten aus einer Tupperdose anbieten. „Anfangs hatten viele etwas zu essen für die Willkommensklasse mitgebracht. Nun hat es sich eingespielt, dass alle in der Klasse etwas mitbringen und ganz selbstverständlich alles teilen. Es liegt an der Herzlichkeit vieler aus dem arabischen Raum stammenden Menschen“, erzählt Herr Nasrallah. Und schon bekommen wir von dem 13-jährigen Ahmad syrisches Gebäck gereicht. Für uns schmeckt es lecker, aber ungewohnt – für ihn schmeckt es nach Heimat.





— Ein Dach über dem Kopf

Von Thomas Knoll

Wenn die Erde bebt, ein Sturm über das Land fegt oder Gewalt droht, dann verlieren oder verlassen Menschen ihre Unterkünfte. Viele von ihnen nur vorübergehend, bis sie in ihre Heimat zurückkehren können. Andere für eine unbestimmte Zeit. So unterschiedlich, wie die Regionen und Katastrophen aussehen, die Menschen obdachlos machen, so individuell angepasst sind auch die Notunterkünfte, die Hilfsorganisationen bereitstellen.

Der 11. März 2011 schien ein Tag wie jeder andere im Leben von Koji Takeuchi zu werden. Der 56-jährige Verwaltungsangestellte hatte schon so häufig erlebt, wie in seiner japanischen Heimatstadt Yamada Erdbebenalarm ausgelöst wurde. Er nahm rasch seinen Pass und ein wenig Bargeld und eilte mit seiner Frau einen Hügel hinauf, um Schutz zu suchen vor dem schlimmsten Fall, der bisher glücklicherweise noch nie eingetreten war. An diesem Tag sollte jedoch alles anders kommen. Koji Takeuchi und seine Frau mussten von oben mit ansehen, wie die Wassermassen ihr kleines Haus fortrissen und ihre Heimat dem Erdbeben gleichmachten. Der durch ein Erdbeben ausgelöste Tsunami hatte auch das Fischerstädtchen Yamada erreicht.

Anders als viele Naturkatastrophen traf das Erdbeben kein armes Land, sondern eine wohlhabende Industrienation. Doch die Folgen der Dreifachkatastrophe aus Erdbeben, Tsunami und dem daraus resultierenden Atomunfall glichen in manchen Regionen Japans den Verwüstungen, mit denen CARE in ähnlichen Fällen in Entwicklungsländern konfrontiert wird. Koji Takeuchi und seine Frau fanden für die nächsten Wochen und Monate Schutz in einer ehemaligen Jugendherberge, die zu einem Evakuierungszentrum wurde. Viele seiner Landsleute kamen in zu Notunterkünften umfunktionierten Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden unter. Deshalb konzentrierte CARE seine Arbeit auf die Verteilung von Hilfsgütern wie Matratzen und Decken sowie die Einrichtung von Suppenküchen in den Evakuierungszentren. Viele betroffene Familien in Japan wurden in den Wochen nach der Katastrophe in Übergangs-Container umgesiedelt, wo CARE sie weiter mit Hilfsgütern und Ausstattung für den Haushalt unterstützte.

„Shelter“, also „Schutz“, so wird in der humanitären Hilfe der Arbeitsbereich genannt, der sich damit befasst, von Katastro-

phen Betroffenen möglichst schnell ein sicheres Dach über dem Kopf zu ermöglichen. Neben der medizinischen Versorgung, der Verteilung von Nahrungsmitteln und dem Zugang zu sauberem Trinkwasser stellt „Shelter“ eine der wichtigsten Säulen der Nothilfe dar. Gerade nach Naturkatastrophen müssen die Betroffenen häufig mit sehr widrigen und gefährlichen Nachwirkungen rechnen, etwa Nachbeben, Stürmen oder starken Regenfällen. Deshalb legt CARE in der humanitären Hilfe sein Hauptaugenmerk auf Schutz und Unterkunft.

CARE verfügt über ein sehr erfahrenes Team, das weltweit für den humanitären Einsatzfall bereitsteht. In ihm arbeiten unter anderem Architekten, Ingenieure und Sozialwissenschaftler. So ist gewährleistet, dass die Hilfe nicht nur nach baulichen Kriterien, sondern auch unter sozialen Gesichtspunkten geplant wird.

Teammitglied Amelia Rule aus England kümmert sich etwa um die besonderen Bedürfnisse von Frauen und Mädchen. Andere Experten kümmern sich speziell um Wasser- und Sanitärkonzepte.

QUALITÄT AUCH IN DER KATASTROPHE

Für „Shelter“ gibt es wie in den anderen Bereichen der humanitären Hilfe Standards, die die Hilfsorganisationen einhalten sollen. Dafür hat CARE bereits 1997 gemeinsam mit anderen großen Hilfsorganisationen das SPHERE-Projekt gegründet. Die dort festgeschriebenen Kriterien beschränken sich keinesfalls nur auf die Konstruktion und Haltbarkeit von Unterkünften. „Shelter“ haben auch soziale Qualitätsmerkmale: Familien sollen zusammengehalten, die Würde jedes Einzelnen gewahrt und die Selbsthilfekräfte gestärkt werden. Und Unterkünfte müssen so geplant werden, dass die Menschen dort nicht isoliert werden.

2010 wurde auch der kleine Karibikstaat Haiti von einem schweren Erdbeben heimgesucht. Die Hauptstadt Port-au-Prince wurde fast vollständig zerstört. Das Ausmaß der Katastrophe war auch deswegen so schwerwiegend, weil die meisten Häuser eine sehr schlechte bauliche und statische Qualität aufwiesen. Die Phase des Wiederaufbaus hält deshalb bis heute an. CARE arbeitet nach dem Prinzip „building back safer“. Ziel ist also nicht die Wiederherstellung des Zustands von vor der Katastrophe, sondern eine nachhaltige, substanzielle Verbesserung der Lebensumstände.

Neben Erdbeben wie in Haiti und zuletzt in Nepal verursachen die Folgen des Klimawandels die größten Schäden bei Naturkatastrophen. Dies zeigt sich insbesondere in vielen Ländern Südostasiens, wo Wetterextreme zunehmen. Im November 2013 wurden die Philippinen vom bisher stärksten je gemessenen Taifun heimgesucht. Durch Haiyan wurden mehr als vier Milli-

onen Menschen obdachlos. Die Nothilfe war vor allem deshalb schwierig, weil die Philippinen aus etwa 7.000 Inseln bestehen, von denen viele stark betroffen waren. CARE arbeitete mit langjährigen lokalen Partnerorganisationen daran, schnell zu helfen. Etwa 60.000 Menschen erhielten sogenannte „shelter kits“. Dahinter verbergen sich CARE-Pakete mit Werkzeug, Planen, Draht und Nägeln, um den Menschen schnell eine notdürftige Reparatur ihrer Unterkünfte zu ermöglichen.

Klar: Notunterkünfte sollten so wohnlich wie möglich gestaltet werden. Aber das eigentliche Ziel jeder Hilfe ist, dass die Menschen so schnell wie möglich an ihren Heimatort zurückkehren können. Leider ist dies in der Realität häufig nicht ohne Weiteres möglich. Ein trauriges Beispiel dafür stellt das größte Flüchtlingscamp der Welt dar. Dadaab liegt im Osten Kenias, an der somalischen Grenze. Etwa 350.000 Menschen leben hier. 1991 für zunächst etwa 90.000 Flüchtlinge aus Somalia konzipiert, ist Dadaab mittlerweile die drittgrößte Stadt Kenias und gleicht in vielen Dingen einer ganz normalen ostafrikanischen Stadt. So gibt es in Dadaab zum Beispiel Schulen und Märkte, man kann seine Geldüberweisungen hier tätigen, Menschen werden geboren, verbringen ihr Leben hier und sterben. Untergebracht sind die überwiegend somalischen Flüchtlinge allerdings in Zelten des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen. Büros der internationalen Hilfsorganisationen und ein Krankenhaus bilden die wenigen befestigten Gebäude in Dadaab.

Während der Hungerkrise am Horn von Afrika 2011 wuchs die Einwohnerzahl Dadaabs auf rund eine halbe Million Menschen. Damals musste das Camp bis zu 1.500 Neuankommlinge täglich aufnehmen. Diese warteten in den sogenannten „influx areas“ zeitweise bis zu drei Wochen auf ihre Registrierung. CARE versorgte die Wartenden mit Planen, Decken, Kochgeschirr und Nahrungsmitteln, um ihre Wartezeit überbrücken zu können. Das Beispiel von Dadaab zeigt, dass Schutz und Unterkünfte keineswegs nur bei Naturkatastrophen dringend benötigt werden. Auch wer vor Gewalt und Krieg flieht, braucht ein Dach über dem Kopf, das der Witterung standhält.

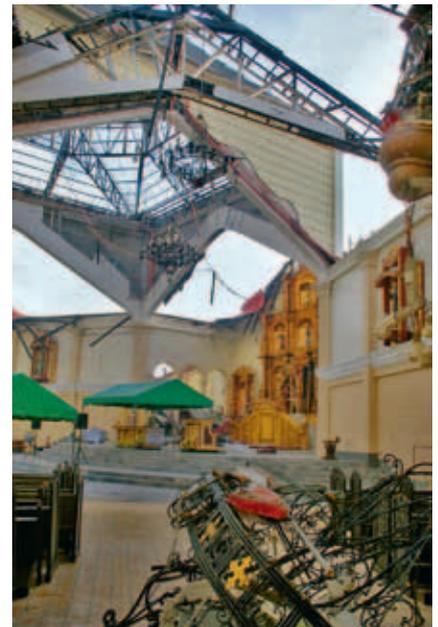
Gleiches gilt für Syrien und die Situation in den Nachbarländern, wo ein großer Teil der syrischen Flüchtlinge untergekommen ist. Der Libanon, ein kleines Land mit ursprünglich vier Millionen Einwohnern, beherbergt inzwischen rund 1,1 Million Flüchtlinge aus dem Nachbarland. Im Verhältnis zur Größe und Einwohnerzahl ist kein anderes Land weltweit so stark von fluchtbedingter Migration betroffen wie der Libanon. Die libanesische Regierung erlaubt jedoch keine Flüchtlingscamps unter dem Mandat des UNHCR. Die meisten Betroffenen leben in einfachen, selbst gezimmerten Notunterkünften, in leerstehenden

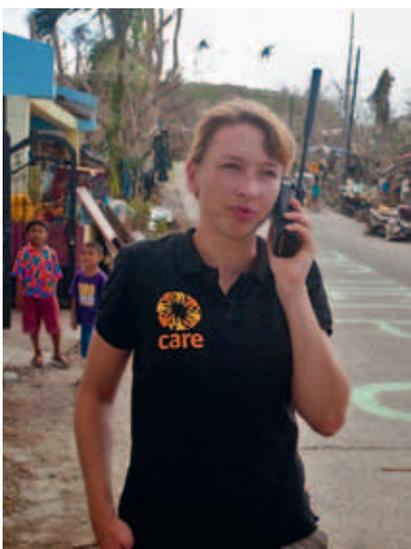


Die Zerstörung nach dem Tsunami in Japan war verheerend. Koji Takeuchi (Mitte links) lebte monatelang in einer Notunterkunft. Dort produzierte er eine Zeitung für die anderen Bewohner. Container schafften ein wenig mehr Raum und Privatsphäre. Inzwischen ist der Wiederaufbau gut vorangekommen.



„Haiyan“, der 2013 auf die Philippinen traf, war der stärkste Wirbelsturm, der je gemessen wurde. Mehr als 1,2 Millionen Häuser wurden beschädigt oder komplett zerstört. Die Menschen suchten überall Unterschlupf: Am Straßenrand, in Kirchen, unter dem freien Himmel.





Nach der lebensrettenden Versorgung mit Nahrung, Wasser und Zeltplanen ging es an den Wiederaufbau. CARE verteilte Werkzeuge und bildete Handwerker aus, um neue Häuser so zu errichten, dass sie einem Wirbelsturm besser standhalten. Luisito und Juliet (unten) stehen stolz vor ihrem neuen Heim.



Häusern und Baracken oder Rohbauten am Rande der Städte. In dieser Situation stellt es für Hilfsorganisationen eine besondere Herausforderung dar, die Flüchtlinge mit Hilfsgütern zu versorgen. Vor allem im Winter ist es hart für die Familien. Die Unterkünfte sind kalt und zugig, der Regen tropft hinein. CARE verteilt deshalb vor Wintereinbruch an die ärmsten Familien warme Decken und Kleidung. Eine besonders wichtige Hilfe stellen Heizöfen dar.

Ähnlich ist die Situation in Jordanien, auch dort lebt die Mehrheit der Flüchtlinge in städtischen Notbehausungen oder in Zelten an den Stadträndern. CARE hat deshalb in mehreren Städten Informationszentren für Flüchtlinge eingerichtet. Dort erhalten sie Beratung und Einkaufsgutscheine und werden an weitere Hilfseinrichtungen vermittelt. Inzwischen gibt es in Jordanien auch Flüchtlingscamps des UNHCR. CARE arbeitet vor allem im 2014 gegründeten Camp Azraq. Auch dort geht es keineswegs nur um Notversorgung. Viele Flüchtlinge sind durch die Kriegserlebnisse traumatisiert und benötigen besonderen Schutz und Beratung. Im Gemeindezentrum von Azraq organisiert CARE Veranstaltungen für Kinder und Erwachsene und bietet Kindern Raum zum Spielen. Während der Fußballweltmeisterschaft 2014 fand hier sogar „Public Viewing“ statt. Azraq besteht aus einem Meer von kleinen, weißen Containern, in denen die Familien wohnen. Kurz nach der Eröffnung bemalten CARE-Mitarbeiter gemeinsam mit den Kindern einige der Container mit Blumen, Fußbällen oder Comicfiguren. Dies bot eine willkommene Abwechslung für die Kinder, aber auch etwas mehr Individualität für die dort lebenden Familien. Und ganz nebenbei findet man sich dadurch auch etwas besser im Camp zurecht.

DIE ZELTPLANE IST EIN ALLROUNDER

Die Beispiele aus Haiti, Japan, dem Libanon oder Jordanien zeigen, dass eine Notunterkunft ganz unterschiedlich aussehen kann. Dabei spielen viele Faktoren eine Rolle, so etwa die klimatischen Bedingungen, die kulturellen Gewohnheiten, aber auch schlicht die Verfügbarkeit von Materialien, die sich schnell und leicht verarbeiten lassen. Mit dem Architekten Bill Flinn hat CARE einen Experten im Shelter-Team, der sich auf die Bauweise einfachster Unterkünfte spezialisiert hat und bei der heimische Materialien wie Holz und Pflanzen zum Einsatz kommen. In den vergangenen Jahren wurden viele Methoden weiterentwickelt und optimiert, so etwa Leicht- und Fertigbausätze. In vielen Fällen ist es aber immer noch die Zeltplane, die schnell und effektiv Schutz bietet. Diese Erfahrung hat Bill Flinn zuletzt nach dem Wirbelsturm Pam in Vanuatu gemacht. „Zeltplanen können

auf sehr unterschiedliche Weise eingesetzt werden: um Dachschäden auszubessern und dafür nicht auf kostbare natürliche Ressourcen wie Palmblätter zurückgreifen zu müssen, aber auch zur Abdeckung von Latrinen oder als Trennwand zum Kochbereich. Das zeigt die Vielseitigkeit von Zeltplanen: ein Hilfsgut, das es Familien ermöglicht, es ganz nach ihren individuellen Bedürfnissen einzusetzen.“

Noch vor zwei Jahren hätte sich kaum jemand vorstellen können, dass man auch in Deutschland nun vor großen Herausforderungen stehen würde, was die Aufnahme und Unterstützung von Flüchtlingen angeht. Fast über Nacht mussten in vielen Regionen Deutschlands Turnhallen, Studentenwohnheime und andere Gebäude in Notunterkünfte umgewandelt werden. An vielen Orten konnten deshalb nicht sofort die humanitären Standards eingehalten werden. Zeitweise übernachteten Flüchtlinge sogar in Zelten oder im Freien. Inzwischen konzentrieren sich die Behörden und Hilfsorganisationen darauf, die Situation in den Asylheimen und Flüchtlingsunterkünften nachhaltig zu verbessern, berichtet CARE-Nothilfekoordinator Wolfgang Tyderle: „Menschen, die vor Gewalt und Krieg unter gefährlichsten Umständen geflohen sind, haben ein Recht auf menschenwürdige und sichere Unterkünfte. Es müssen die Basisbedürfnisse wie Nahrung, sanitäre Anlagen, medizinische Versorgung sichergestellt sein und die Hilfesuchenden müssen die Möglichkeit haben, sich zurückziehen zu können. Sich sicher zu fühlen und auch mal alleine sein zu können. Dies gilt besonders für Frauen und Mädchen, die sich in den Unterkünften häufig einer Mehrheit von Männern gegenübersehen. All das in kürzester Zeit umzusetzen, humanitäre Standards mit deutschem Planungsrecht und Bauvorschriften in Übereinstimmung zu bringen und vor lauter Lösungen von technischen Problemen, die Menschen nicht aus den Augen zu verlieren, ist eine Herausforderung von in Deutschland neuer Dimension.“

In den ersten Einrichtungen entstehen derzeit sogenannte „child friendly spaces“. Das sind spezielle Räume für Kinder und Jugendliche, wo sie sich sicher und ungestört aufhalten können. Auch wenn diese natürlich in Deutschland ganz anders aussehen als im kenianischen Dadaab oder im jordanischen Azraq, sind die grundlegenden Bedürfnisse gerade bei Kindern und Jugendlichen dieselben. Viele von ihnen sind durch die Fluchterfahrung und furchtbare Kriegserlebnisse traumatisiert. „Kinderfreundliche Bereiche“ sollen ihnen nicht nur Schutz und Raum für Rückzug bieten, sondern ihnen auch ein Stück Kindheit zurückgeben. Nur wenn dies gelingt, besteht die Aussicht, dass sich diese jungen Menschen in ihrer neuen Heimat eines Tages nicht nur sicher, sondern auch zu Hause fühlen werden.



Azraq: Ein Camp in der Wüste Jordaniens an der Grenze zu Syrien. Container reiht sich an Container, das Camp ist in einzelne Wohnbezirke aufgeteilt. CARE organisiert die Gemeindegarbeit und hilft, ein wenig Langeweile zu vertreiben. Nach fünf Jahren Bürgerkrieg in Syrien schwindet die Hoffnung der Menschen, bald nach Hause zurückkehren zu können.

Und wer schreibt eigentlich für CARE?

Das Autorenteam von CARE affair



SABINE WILKE

ist seit 2011 Pressesprecherin bei CARE und textet ab und zu auch mal am heimischen Küchentisch.



JOHANNA MITSCHERLICH

ist stellvertretende Pressesprecherin bei CARE und oft in der Welt unterwegs, um über die Arbeit von CARE vor Ort zu berichten.



ANDREA JESKA

ist eine vielfach ausgezeichnete Journalistin und Reporterin und bereist regelmäßig ferne Länder. Zuhause ist sie im hohen Norden bei Lübeck.

.....



NINJA TAPROGGE

ist Referentin für Medien und Online-Kommunikation bei CARE und hat das Interview mit Prof. Kaschuba gerne in ihrer alten Heimat Berlin geführt.



WOLFGANG BAUER

ist mehrfach preisgekrönter Reporter, u. a. für das ZEIT-Magazin. Er wohnt in Reutlingen und bereist von dort aus die Welt.



MARIE PIEPER

absolviert ihren Bundesfreiwilligendienst bei CARE und hat es nicht weit nach Hause (Königswinter).



THOMAS KNOLL

leitet das CARE-Integrationsprojekt KIWI, das Schulen in Deutschland unterstützt.



ARNDT PELTNER

ist freier Journalist und interessiert sich besonders für vergessene Krisen in Afrika.

.....



CHRISTINE REINER

studiert in Heidelberg und arbeitet im Home-Office als studentische Aushilfe in der Pressestelle von CARE.



HEIKE THIELE

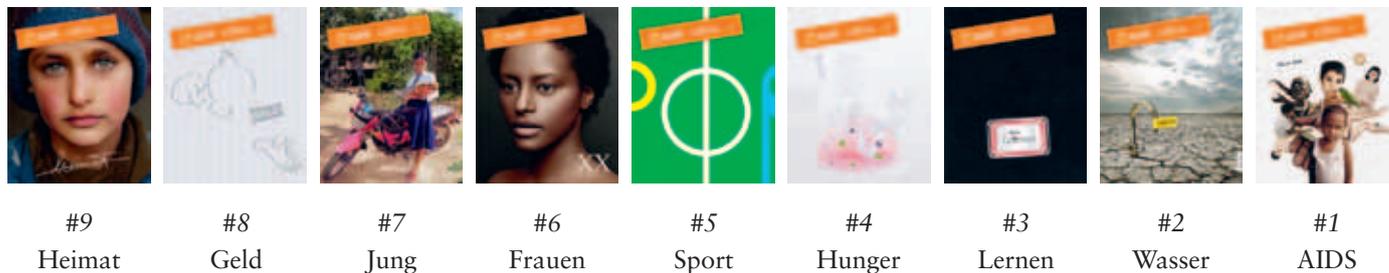
ist seit 1992 Diplomatin im Auswärtigen Amt und in vielen Städten und Ländern der Welt zu Hause. Derzeit lebt sie in Berlin und leitet das Referat für Kommunikation, Deutschlandbild im Ausland.

CARE ENGAGIERT SICH MIT RUND 9.000 MITARBEITER-
INNEN UND MITARBEITERN IN 90 LÄNDERN FÜR DIE
ÜBERWINDUNG VON ARMUT, HUNGER UND KRANKHEIT.
IN DER NOTHILFE UND ENTWICKLUNGSZUSAMMENAR-
BEIT BLICKT CARE AUF 70 JAHRE ERFAHRUNG ZURÜCK.
CARE HAT BERATERSTATUS BEI DEN VEREINTEN NA-
TIONEN UND HILFT UNABHÄNGIG VON POLITISCHER
ANSCHAUUNG, RELIGIÖSEM BEKENNTNIS ODER ETH-
NISCHER HERKUNFT. CARE IST MITGLIED DES DEUT-
SCHEN SPENDENRATES UND VERPFLICHTET SICH DEN
STANDARDS DER INITIATIVE TRANSPARENTE ZIVILGE-
SELLSCHAFT. 2014 BELEGTE CARE DEN 3. PLATZ BEIM
SPIEGELONLINE-TEST ZUR TRANSPARENZ DER 50 TOP-
SPENDEN-ORGANISATIONEN IN DEUTSCHLAND.

MEHR LESEN: AUS NEUN JAHREN CARE affair.

Alle erschienenen Ausgaben von CARE affair könnt Ihr kostenfrei bei uns bestellen.

Eine E-Mail an redaktion@care.de mit Angabe des Titel genügt und CARE affair kommt zu Euch nach Hause.



LASS MAL SPRECHEN ...

Ihr wollt mit den Autoren ins Gespräch kommen? Kritisieren, lobhudeln, hinterfragen? Mehr Exemplare bestellen?

Wir freuen uns über jede Meldung auf allen Kanälen:

CAREDL @care_de redaktion@care.de

www.careaffair.de

KONTAKT

Hauptgeschäftsstelle

Dreizehnmorgenweg 6, 53175 Bonn

Tel.: 0228-9 75 63-0, Fax: -51

E-Mail: info@care.de

Internet: www.care.de

CARE in Luxemburg a.s.b.l.

37, rue Glesener, L-1631 Luxemburg

Tel.: +352 26 20 30-60, Fax: -91

E-Mail: info@care.lu

Internet: www.care.lu



IMPRIMERIE CENTRALE

Wir danken der Imprimerie Centrale, Luxemburg für die freundliche Unterstützung dieses Magazins.

Texte und Abbildungen unterliegen dem Copyright von

CARE Deutschland-Luxemburg. Copyright © 2016. CARE® und das

CARE Paket® sind eingetragene Warenzeichen von CARE.

IMPRESSUM

Dieses Magazin wurde herausgegeben von CARE Deutschland-Luxemburg, vertreten durch den hauptamtlichen Vorstand: Karl-Otto Zentel, Stefan Ewers.

PRODUKTION

Projektleitung & Chefredaktion: Sabine Wilke (wilke@care.de)

Redaktion: Johanna Mitscherlich, Ninja Taprogge, Marie Pieper

Autoren: Wolfgang Bauer, Raphael Bruckner, Andrea Jeska, Thomas Knoll,

Lena Sophie Königshofer, Arndt Peltner, Christine Reiner, Heike Thiele

Gestaltung: Studio Mennicke (studio@studiomennicke.de)

Art Direction: Jens Mennicke

Druck: Imprimerie Centrale, Luxemburg

Dieses Heft wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft gedruckt.

SPENDENKONTO

4 40 40 Sparkasse KölnBonn

BLZ 370 501 98

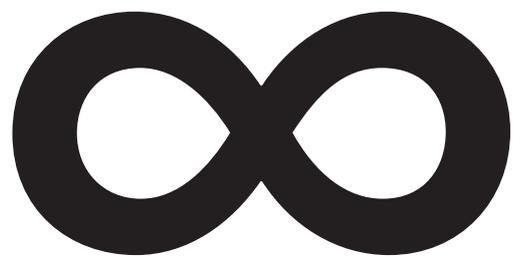
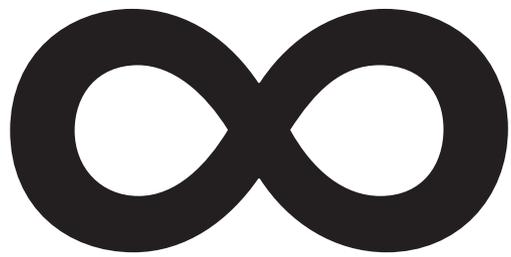
IBAN: DE 93 3705 0198 0000 0440 40

BIC: COLSDE33

www.care.de/spenden

FOTO- UND ILLUSTRATIONSNACHWEISE

Titelbild Christina Feldt, S. 6-11 Kim Holthaus, S. U2-U4, 2, 5, 12-17, 38, 41, 51, 59, 88, 98 Jens Mennicke, S. 18, 22, 25, 26, 28-31 Thomas Rottland, S. 20, 21, 24, 25, 27 Johanna Mitscherlich, S. 32 Mary Kate MacIsaac, S. 34-37 Johanna Mitscherlich, S. 42-43, 45 CARE-Archiv, S. 46, 47, 49 Frederic Courbet, S. 52-57 Andrea Jeska, S. 72-73 Lucinda Devlin/Courtesy Galerie m Bochum, S. 76-77 Stanislav Krupar, S. 86 Michael Buttler, privat, S. 91 Peter Caton, S. 93 Axel Rottländer, Robert Laprade, Lois Robinson, S. 94-95 Peter Caton, John Javellana, Mario Ignacio, Christoph Ernesti, S. 97 Johanna Mitscherlich, Anders Nordstoga, Mary Kate MacIsaac





3

Wenn Du 3 Euro spendet, wissen wir,
dass Dir das Heft gefallen hat.

Online unter: www.care.de/spenden

